

Latein



Forum

Heft 54 / 2004

- Rom-Leporello
- Fachlehrplan Latein
- Weihnachtstjubiläum eines Obeliskens
- Mutter Erde
- Ransmayrs Anti-Ovid
- Höhlengleichnis
- Antike im Internet
- Typ Diogenes
- Latein Forum Bibliothek

Inhaltsverzeichnis

- **Beilage: Rom-Leporello**
(Beatrix Schuster, Wien)
- **Vorwort**
(Redaktion Latein Forum)
- **Gedanken zum modularen Fachlehrplan und zur Neugestaltung der Latein-Schularbeiten der Lektürephase** 1
(Hermann Niedermayr, Innsbruck)
- **Weihnachtsjubiläum eines Obeliskens - christliche Bezüge einer römischen Inschrift** 11
(Klaus Bartels, Kilchberg bei Zürich)
- **„Er hat die Philosophie vom Himmel herabgeholt ...“ „Mutter Erde“ zwischen zwei Wendepunkten der Menschheitsgeschichte** 17
(Friedrich Maier, Berlin)
- **Von der Natur zur Kultur und zurück: Ransmayrs Anti-Ovid** 31
(Karlheinz Töchterle, Innsbruck)
- **Licht in der Höhle. Ein Rezeptionsversuch zum platonischen Höhlengleichnis** 37
(Walter Mader, Innsbruck)
- **Antike im Internet** 57
(Gottfried Siehs, Innsbruck)
- **Der „Typ Diogenes“ oder Warum es heute zynisch ist, kein Kyniker zu sein** 59
(Reinhard Senfter, Innsbruck)
- **Latein Forum Bibliothek** 85

Titelbild: Diogenes sucht mit der Laterne Menschen (auf einem Emblem, das für die Torheit der Menschen steht)

Kontaktadressen = Redaktion Latein Forum

- ✂ Christine Leichter, Kapuzinerstr. 8, 6020 Innsbruck ☎ 0512/56 02 15
- ✂ Harald Pittl, Recheisstr.8, 6060 Hall i.T. ☎ 05223/53 0 45
- ✂ Reinhard Senfter, Höttinger Au 84d ☎ 0512/28 78 11
- ✂ Michael Sporer, Templstr. 4, 6020 Innsbruck ☎ 0512/93 31 23
- ✂ Otto Tost, Amraserstr. 25, 6020 Innsbruck ☎ 0512/39 19 02

Email: latein-forum@tsn.at
http://www.latein-forum.tsn.at/

Impressum: Latein Forum (gegründet 1987),
Verein zur Förderung der Unterrichtsdiskussion,
c/o Institut für Klassische Philologie, Innrain 52/I, A-6020 Innsbruck

Bankverbindung: HYPO-BANK (BLZ 57000) 210 080 477
Bitte bei Auslandsüberweisung angeben: IBAN AT22 5700 0002 2008 0477
BIC HYPAT22

Vorwort

Die vorliegende Ausgabe des Latein Forum ist in zweifacher Weise weihnachtlich. Einerseits enthält sie einen Artikel von Klaus Bartels über den „Weihnachtsjubiläum eines Obeliskens“, andererseits erlauben wir uns diesmal unseren LF-AbonnentInnen ein kleines Weihnachtspräsent beizulegen: ein Leporello mit lateinischen Texten zu verschiedenen Stationen eines Rundgangs durch das antike Rom. Wir bedanken uns ganz herzlich bei unserer Kollegin Beatrix Schuster dafür, dass sie uns den von ihr erarbeiteten Folder zur Veröffentlichung zur Verfügung gestellt hat. Sie hat ihn im Zusammenhang mit der Romreise ihrer Klasse 7B am BRG X, Pichelmayergasse 1 (Wien), unterstützt von ihrem Kollegen Wendelin Hujber, erstellt.

ROMA

MMIV



Bei dieser Gelegenheit möchten wir den AutorInnen der vorliegenden Ausgabe wie auch allen anderen, die uns seit Jahren schreibend oder lesend unterstützen, unseren Dank aussprechen.

Außerdem wollen wir auf unsere neu gestaltete Homepage verweisen (www.latein-forum.tsn.at), die noch nicht ganz fertig gestellt ist, aber – wie wir meinen – bereits zeigt, welche Serviceleistungen in Zukunft verfügbar sein sollen (siehe folgende Seite).

Gedanken zum modularen Fachlehrplan und zur Neugestaltung der Latein-Schularbeiten der Lektürephase

Hermann Niedermayr

Die einzelnen Teile des neuen österreichischen Lehrplans der AHS-Oberstufe (BGBl. 277/2004) treten zu unterschiedlichen Zeitpunkten in Kraft: Während der Erste bis Dritte Teil (Allgemeines Bildungsziel, Allgemeine didaktische Grundsätze, Schul- und Unterrichtsplanung) bereits mit 1. September 2004 schlagartig für alle Oberstufenklassen Geltung erlangt hat, wird der Sechste Teil (Lehrpläne der einzelnen Unterrichtsgegenstände) aufsteigend wirksam. Somit betrifft der neue Fachlehrplan des Pflichtgegenstands Latein im Schuljahr 2004/05 lediglich die 5. Klasse und wird erst im Schuljahr 2007/08 vollständig implementiert sein. In der Übergangszeit kommt den Lehrerinnen und Lehrern der höheren Klassen die schwierige Aufgabe zu, den alten Fachlehrplan mit den neu formulierten allgemeinen Bildungszielen bzw. didaktischen Grundsätzen in Einklang zu bringen. Diese Zweigleisigkeit ist besonders im Bereich der Leistungsfeststellung verwirrend: Da Anzahl und Dauer der **Schularbeiten** in den einzelnen Fächern im Dritten Teil geregelt sind, muss man sich diesbezüglich in allen Oberstufenklassen ab sofort nach den neuen Vorschriften richten. Für die Gestaltung und Benotung der Oberstufen-Schularbeiten existieren aber gegenwärtig zwei Regelungen nebeneinander: In der 5. Klasse (der gymnasialen Langform) gilt bereits der neue modulare Lehrplan, während die 6. bis 8. Klassen noch nach dem alten Curriculum unterrichtet werden. In der realgymnasialen Kurzform verzögert sich die Umstellung entsprechend, weil das erste Modul frühestens am Ende der 6. Klasse bearbeitet werden kann.

Da der neue Fachlehrplan Latein für die Lektürephase einen **Paradigmenwechsel** mit sich bringt, seien die Eckpunkte der Veränderung skizziert und kritisch kommentiert: Der alte Oberstufen-Fachlehrplan, der in den Jahren 1989–1992 aufsteigend in Kraft trat, verwirklichte das Prinzip der **themenzentrierten Autorenlektüre**. Damit glaubte man einen typisch österreichischen Kompromiss gefunden zu haben: Man wollte an der bisher praktizierten Autorenlektüre festhalten und zugleich Elemente der thematischen Lektüre einführen. In der 5. Klasse des Gymnasiums musste man z.B. die Autoren Caesar und Cicero vorrangig behandeln, war aber hinsichtlich der Textauswahl an die Abdeckung bestimmter thematischer Teillernziele (etwa „Einblick in Caesars Darstellung und Sicht der Kelten und/oder der Germanen“) gebunden. Dieser Ansatz war vom curricularen Standpunkt insofern unbefriedigend, als die beiden Hauptautoren „Caesar“ und „Cicero, der Mensch und Politiker in der ausgehenden Republik“ als „Lehrstoff“ ausgewiesen waren. Caesars *Commentarii de bello Gallico* firmierten also zugleich als Lehrstoffthema sowie als Textgrundlage für die Behandlung des Themas, was der systemtheoretisch gebotenen Trennung dieser beiden Kategorien zuwiderlief.

Der neue Lehrplan verschreibt sich gänzlich dem **themenbezogenen Prinzip**. Die radikale Abkehr vom traditionellen Autorenprinzip ist schon daran zu erkennen, dass im Lehrplan kein einziger klassischer Autor mehr namentlich angeführt wird. Der Lektüreunterricht basiert nun nicht mehr auf der Abfolge verschiedener Autoren der klassischen Latinität, die nach ihrem (vermeintlichen) Schwierigkeitsgrad aufeinander folgen, sondern auf der Aneinanderreihung thematisch orientierter Module, deren Reihenfolge innerhalb von zwei Schuljahren frei gewählt werden kann. Eine Ausnahme stellt nur das Einstiegsmodul dar: Im Langlatein ist das

Mitgliederinformationen:

- Mitteilungen zur **Jahreshauptversammlung** entnehmen Sie unserer Homepage.
- Ab sofort finden Sie auf dem **Adressetikett** eine **Nummer** vor. Wir bitten Sie diese bei **Internetüberweisungen** im Feld „**Kundendaten**“ anzugeben, was oftmals eine richtige Zuordnung des Zahlungseinganges für uns erst ermöglicht.

Ihre Redaktion Latein Forum

Modul „Gestalten und Persönlichkeiten aus Mythologie und Geschichte“ verpflichtend vorzusehen, während man sich im Kurzlatein zwischen den Modulen „Gestalten aus Mythologie, Legende und Geschichte“ und „Der Mensch in seinem Alltag“ entscheiden kann. **Alle** im Lehrplan angeführten Module sind **unbedingt** zu behandeln. Dieser im Fachlehrplan explizit ausgesprochene Grundsatz leitet sich aus den Allgemeinen Bestimmungen, Dritter Teil, Abschnitt 1 ab: „Die Vorgaben ... im Abschnitt ‚Lehrstoff‘ der einzelnen Unterrichtsgegenstände der Oberstufe sind verbindlich umzusetzen; dies gilt auch für den Fall schulautonomer Stundenreduktionen.“ Im sechsjährigen Latein müssen somit in der 5. und 6. Klasse sieben bis acht Module untergebracht werden (als achttes Modul zählt ein zusätzliches Projektmodul, z.B. die Vor- und Nachbereitung sowie Durchführung einer Romexkursion; man kann aber auch eines der vorgegebenen Module als Projektmodul konzipieren). Der Kommentar zum Lehrplan der AHS-Oberstufe Latein (im Internet unter www.gemeinsamlernen.at; inzwischen auch nachzulesen im *Circulare* 4/2004, S. 4–6) hält es für sinnvoll, jedes Modul mit mindestens 12 bis 15 Wochenstunden zu dotieren.

Der knapp formulierte, aber sehr instruktive Lehrplankommentar, dessen Lektüre an dieser Stelle allen Kolleg(inn)en nachdrücklich empfohlen sei, macht für das neue modulare System sechs **Vorteile** geltend, ohne die zwangsläufig damit verbundenen **Nachteile** zu erwähnen. Es ist zwar verständlich, dass die Textsorte „Lehrplankommentar“ vorwiegend protreptischen Charakter hat und man der Kollegenschaft die Neuerungen möglichst schmackhaft machen möchte. Trotzdem scheinen mir bei diesem Punkt die von mir geschätzten Autoren des Kommentars (Renate Glas, Fritz Lošek, Renate Oswald, Wilhelmine Widhalm-Kupferschmidt) etwas über das Ziel hinaus zu schießen. Jede Kollegin und jeder Kollege wird selbst zu beurteilen haben, ob unterm Strich die Vor- oder die Nachteile des neuen Systems überwiegen. Vor allem der erste und der fünfte der angeführten Punkte bedürfen m.E. der Relativierung:

- „Autoren können in mehreren Modulen unter jeweils verschiedenen Aspekten gelesen werden.“ Die Nachteile des neuen Systems sind hier m.E. unübersehbar: Große Persönlichkeiten der Weltliteratur, wie z.B. Vergil, werden filetiert und den Schülern in klein(st)en Portionen serviert. Sicherlich kann man die *Aeneis* irgendwie in den Modulen „Gestalten und Persönlichkeiten aus Mythos und Geschichte“, „Eros und Amor“, „Der Mythos und seine Wirkung“, „Politik und Gesellschaft“, „Rhetorik, Propaganda, Manipulation“ und „Religio“ unterbringen. Trotzdem wage ich zu bezweifeln, ob sich durch diese Stückelung ein einigermaßen stimmiges Gesamtbild des römischen Nationalepos ergibt. Der ziemlich willkürliche Raster der Module kann vielschichtigen literarischen Werken kaum gerecht werden. Wenn auch die Zeiten, in denen in der Schule Ganzschriftlektüre möglich war, längst passé sind, war es doch bisher möglich, ein volles Semester der *Aeneis* zu widmen und damit der Klasse zu erlauben, sich mit den Besonderheiten der Dichtersprache Vergils vertraut zu machen. Dass man im Lateinunterricht die **großen Namen** der römischen Literatur nur mehr „durch die Hintertür“ kennen lernen kann, wird man eher auf der Verlust- als auf der Gewinnseite der Reform verbuchen.
- „Die Mischung aus Texten verschiedener Gattungen und aus unterschiedlichen Epochen macht den Lateinunterricht abwechslungsreich und trägt somit zur Motivation von Schülerinnen und Schülern bei.“ Je disparater die Elemente sind, die zu den Modulen akkumuliert werden, umso mehr läuft man Gefahr, sich zu verzetteln und die Klasse durch allzu große Text-, Gattungs- und Autorenviefalt zu überfordern. Die Anregung, möglichst buntes Material unter dem Dach eines Moduls zu vereinen, entspricht zwar der verbreiteten Mentalität, möglichst schnell von einem Text zum anderen zu springen (analog zum „Zappen“ bei den TV-Programmen), steht aber quer zum fachdidaktischen

Anspruch des Lateinunterrichts, „mikroskopisches Lesen“ zu üben und geduldig Inhalt und Form **großer Texte** zu erschließen. Ob die rein thematische Lektüre das Bewusstsein von den poetischen und stilistischen Qualitäten lateinischer Texte schärfen wird, darf ebenfalls bezweifelt werden. Der alte Vorwurf gegen das thematische Prinzip, Pröbchenlektüre zu forcieren, ist ebenso wenig von der Hand zu weisen wie die Befürchtung, Latein-Schularbeiten könnten künftig schwieriger zu bewältigen sein: Wenn man sich nicht mehr in bestimmte Autoren einlesen kann und die Schularbeitentexte auch nicht behandelten Schriftstellern entnommen werden können, ist eine gezielte Vorbereitung auf autorenspezifische Besonderheiten kaum mehr möglich. Die vom Lehrplan geforderte „breite Streuung“ der Texte „von der Antike bis zur Neuzeit“ ist grundsätzlich zu begrüßen, verlangt aber von den Lehrerinnen und Lehrern ein hohes Maß an didaktischem Geschick. Man täusche sich zudem nicht über den Voraussetzungsreichtum der meisten mittel- und neulateinischen Texte!

Dass die Modulthemen durch das Einbeziehen von Sekundärliteratur, durch kursorisches Lesen und durch den Einsatz von Übersetzungen eine „weiträumigere“ Behandlung zulassen (Punkt 4) und dass die **Rezeptionsgeschichte** (Punkt 6) im modularen System automatisch mehr Gewicht bekommen wird als im bisherigen Lektürelhrplan, wage ich zu bezweifeln. All dies war bisher schon bei der Autorenlektüre möglich und wurde auch verbreitet praktiziert. Der doppelte Status der Rezeptionsgeschichte sprengt überdies die vorgegebene Lehrplanstruktur: Es gehört zu den didaktischen Grundsätzen des Faches, bei jedem Modul „Beispiele aus der Rezeptions- und Wirkungsgeschichte usw. anzuwenden“; andererseits lautet das im sechsjährigen Latein zuletzt angeführte Modul „Rezeption in Sprache und Literatur“. Offensichtlich misstrauten die Lehrplanautoren selbst der normativen Kraft ihrer didaktischen Grundsätze und nahmen bewusst einen Systembruch in Kauf, indem sie den 13 thematischen Modulen ein nicht auf derselben Ebene liegendes Modul hinzufügten.

Gegen die beiden letzten „Vorteile“ des neuen Systems ist nichts einzuwenden: Zweifellos eignen sich die Modulhalte als Kernstoffgebiete der mündlichen Matura (Punkt 2); die einfalllose Präsentation der Autoren (nach dem „klassischen“ Muster: Sallust. Leben, Werk, Bedeutung) wird künftig in den Hintergrund treten. Das größte Plus sehe ich im Abrücken von der bisherigen starren Lehrplanvorgabe, in den einzelnen Jahrgängen zu festgelegten Zeiten (etwa: „im Laufe des März“) von einem Thema zum anderen zu wechseln. Die Verschiebbarkeit der Module im zweijährigen Rahmen (Punkt 3) wird die Kooperation mit anderen Fächern, also das **fächerübergreifende Arbeiten**, jedenfalls entscheidend erleichtern. Für diesen wichtigen Aspekt bietet der Lehrplankommentar eine willkommene Hilfestellung, weil er die einzelnen Module nach „Andockmöglichkeiten“ für andere Fächer durchmustert. Dass dieser Gewinn an Flexibilität durch verstärkte Planungsarbeit erkauft werden muss, liegt auf der Hand.

Einen wesentlichen Beitrag zur Umsetzung der Lehrplanmodule werden die neuen **Schulbücher** zu leisten haben. Zwei Verlage haben sich dankenswerter Weise der Herausforderung angenommen, den österreichischen Schulbuchmarkt mit geeigneten Unterrichtsmitteln zu versorgen: Im Rahmen der von öbv & hpt betreuten Reihe „Latein-Lektüre aktiv!“ werden die bisherigen Autorenbände sukzessive durch themenbezogene Bände ersetzt. Soweit auf der Basis der beiden vorliegenden Bände (Aus Mythos und Geschichte, ausgewählt und kommentiert von Franz-Joseph Grobauer und Wilhelmine Widhalm-Kupferschmidt; Ewige Liebe, ausgewählt und kommentiert von Renate Glas und Ulla Zedrosser) ein Urteil erlaubt ist, findet das vom Herausgeber Helfried Gschwandner verantwortete Konzept eine nahtlose Fortsetzung. Im Verlag Braumüller wird die bisherige

Reihe „Latein in unserer Welt“ von den themenorientierten Bänden „Latein in unserer Zeit“ abgelöst. Einen ersten Eindruck kann man sich durch Probekapitel einzelner Bände verschaffen (Download-Möglichkeit: www.braumueller.at unter dem Menüpunkt „Lehrerservice“).

Der Paradigmenwechsel im Lehrplan hat natürlich auch weitreichende Konsequenzen für die **Gestaltung der Schularbeiten**. „Aufgrund der nunmehr (auch im Allgemeinen Teil) verankerten neuen Methoden, Arbeitsformen und Zielvorstellungen für den Unterricht kann das bloße Abverlangen einer Übersetzung, garniert durch alibiartige ‚Interpretationsfragen‘, bei der schriftlichen Leistungsfeststellung nicht der Weisheit letzter Schluss sein.“ (*Circulare* 2/2004, S. 2). Durch diese Formulierung wird suggeriert, dass das Übersetzen, die fachspezifische Methode des Lateinischen schlechthin, nach Hartmut von Hentig „die interessanteste und anspruchsvollste geistige Übung überhaupt“ (Bildung, S. 117), zu den neuen Lehr- und Lernformen im Widerspruch stünde. Und selbst wenn dies der Fall wäre (was ich entschieden bestreite): Es gehört zu den Merkwürdigkeiten der aktuellen pädagogischen Debatte, viel eher die von der Fachdidaktik einhellig formulierten und im Lehrplan verbindlich festgeschriebenen Ziele in Frage zu stellen als an der universalen Tragfähigkeit der gegenwärtig im Trend liegenden Methoden auch nur den leisesten Zweifel anzumelden. In Wirklichkeit gehört es zu den pädagogischen Binsenweisheiten, dass die Methodik (d.h. die Frage nach dem Wie) der Didaktik (d.h. den Fragen nach dem Wozu und Was) nachgeordnet ist. Damit sei keine Wertung ausgedrückt, sondern lediglich an die teilweise in Vergessenheit geratene Selbstverständlichkeit erinnert, dass eine Methode (von *μεθοδος*!) nur Weg zum Ziel und niemals Selbstzweck sein kann. Der inzwischen unüberhörbare Ruf nach nationalen Bildungsstandards hat seine Ursache nicht zuletzt darin, dass vormals unbestrittene Bildungsziele systematisch abgewertet und nicht selten fachliche Kerninhalte zugunsten der reinen Methodenlehre vernachlässigt werden. Weil die Input-Seite (der Lehrplan mit seinen vielfach durch schulautonome Regelungen beschnittenen Vorgaben) an Verbindlichkeit verloren hat, möchte man die Kontrollmechanismen an der Outcome-Seite verstärken und auf diesem Weg das nachhaltige Erreichen von Bildungszielen sicherstellen.

Das **Übersetzen** eines fremdsprachlichen Textes – bei lateinischen Texten kommt die zeitliche Distanz erschwerend hinzu – erfordert in derart konzentrierter Form eine Vielzahl ganzheitlicher und komplexer Fertigkeiten (analytisches und synthetisches Denken, Wissens- und Kulturtransfer, Lexikonbenützung, Strukturumsetzung, muttersprachliches Ausdrucksvermögen, ...), dass ein vergleichbar aussagekräftiges Testprofil auch durch eine 100 Items umfassende Fragebatterie nicht annähernd erreicht werden könnte. Wenn die modernen Fremdsprachen in den Schularbeiten mit Vorliebe „sehr genau umrissene Aufgabenstellungen zum durchgenommenen Stoff“ (*Circulare* 2/2004, S. 2) abverlangen, sollte nicht auch das Fach Latein gezwungen sein, diese fragwürdige Entwicklung nachvollziehen. Man sollte der Verlockung der leichteren Auswertbarkeit widerstehen und in den Schularbeiten nicht primär die geisttötende Reproduktion isolierten Faktenwissens verlangen, sondern nach wie vor das Beherrschen anspruchsvoller Fertigkeiten überprüfen.

Dass die **Interpretationsfragen** bei den bisherigen Schularbeiten ausschließlich Alibifunktion hatten und nur zur Garnierung der schwer verdaulichen Übersetzungstätigkeit dienten, möchte ich entschieden in Abrede stellen. Gut formulierte Interpretationsaufgaben alten Stils ersparten es den Schülerinnen und Schülern keineswegs, über die formale Strukturumsetzung hinaus den inhaltlichen Hintergrund des jeweiligen Textes aufzuhellen. Der Interpretationsteil bisheriger Praxis brachte vielmehr folgende drei Probleme mit sich:

- Die Textlänge wurde bei Einführung der Interpretationsfragen nur geringfügig gekürzt. Sprachlich weniger begabte Schüler waren deshalb fast die volle Arbeitszeit mit dem Übersetzungsteil beschäftigt und konnten die Anfragen zum Textinhalt schon aus Zeitgründen nur ansatzweise beantworten.
- Bei zu enger Bindung der Interpretationsfrage an die zuvor abverlangte Übersetzung verletzte man nicht selten den Rechtsgrundsatz *ne bis in idem*: Wer durch mangelnde Übersetzungskompetenz den Sinn des Textes verfehlte, wurde gleich noch ein zweites Mal bestraft, weil er auch bei seiner Interpretation von falschen Voraussetzungen ausgehen musste.
- Die Wertigkeit der Interpretationsfragen war unter der Kollegenschaft umstritten; die Bandbreite der Berücksichtigung reichte von ca. 10 bis 30 %. Dazu kam, dass manche Kolleg(inn)en über den obligatorischen Teil hinaus, der sich positiv oder negativ auf die Gesamtnote auswirkte, fakultative Fragen stellten, deren Beantwortung die Endnote ausschließlich positiv beeinflussen konnte. Dadurch konnten die Schüler(innen) das Gewicht der Interpretation im Vergleich zur Übersetzung nur schwer einschätzen.

Bei diesen drei Punkten setzen nun die Empfehlungen des neuen Lehrplankommentars an: Die einstündigen Schularbeiten der Lektürephase sollen nur mehr **50 bis 80 Wörter** umfassen, die zweistündigen 100 bis 120. Dieser Rahmen gilt gleichermaßen für die Kurzform wie für die Langform (eine Gegenüberstellung der Wörterzahl auslaufender bzw. neuer Lehrplan findet sich im *Circulare* 4/2004, S. 2). Dem schon zitierten *Circulare* 2/2004 ist die zusätzliche Anregung zu entnehmen, dass bei Verwendung bekannter Textstellen die Obergrenze, bei Mischformen die Durchschnittszahl (ca. 65) und bei unbekanntem Textstellen die Untergrenze dieses Rahmens angepeilt werden soll. Dadurch bekommen auch solche Schülerinnen und Schüler, die fürs Übersetzen mehr Zeit benötigen, die faire Chance, sich seriös mit dem Interpretationsteil auseinander zu setzen. Nebenbei sei mir die Anmerkung erlaubt, dass ich nach wie vor die Vorlage eines zur Gänze im Unterricht übersetzten Textes für unvereinbar mit den fachlichen Ansprüchen des Lateinunterrichts halte. Mit Recht wird zusätzlich geltend gemacht, dass sich die Reproduktion auswendig gelernter Sätze langfristig extrem demotivierend auswirkt, was fatale Folgen für das Fach hätte (vgl. Oliver Hissek, Schularbeiten in der Lektürephase, *Circulare* 4/2004, S. 10). Das Mischmodell, also die Integration einer kurzen bekannten Textpassage in den Übersetzungsteil, könnte hingegen im Kontext des neuen Lehrplans gelegentlich sinnvoll sein.

Der Lehrplankommentar schreibt vor, künftig bei den Interpretationsaufgaben nicht nur den Inhalt des Schularbeitstextes zu berücksichtigen, sondern auch einen Zusammenhang zu bereits erarbeiteten **Modulinhalten** herzustellen. Damit ist die Gefahr gebannt, zur Gänze dem Bewertungsfehler *bis in idem* zu erliegen. Diese modulbezogenen Fragen sollen freilich anspruchsvoll sein; „ein bloßes Abfragen von ‚Realien‘ ist zu vermeiden“. Sinnvoller Weise wird man die Schularbeit jeweils am Ende jenes Zeitraums einplanen, den man für die Modulbearbeitung vorgesehen hat. Die Auswahl des Schularbeitstextes wird noch mehr Überlegung als bisher erfordern: Der Übersetzungstext darf den einer Klasse zumutbaren Schwierigkeitsgrad nicht übersteigen, muss aber auch „bereits behandelte thematische Einzelaspekte des Moduls widerspiegeln“.

Der Lehrplankommentar schlägt schließlich vor, dass sich die Schularbeitsnote zu **2/3** aus der **Übersetzungsleistung** und zu **1/3** aus der **Interpretation** zusammensetzen soll. Der Textteil ist folglich mit max. 70 % (min. 60 %) und der Interpretationsteil mit min. 30 % (max. 40 %) zu gewichten. Die Interpretationsaufgaben sollen sich wiederum, wie erwähnt, teils auf den Text, teils auf das ganze Modul beziehen. Im *Circulare* 2/2004 wird zusätzlich angeregt, mit

den Aufgabenstellungen sowohl den sprachlich-stilistischen als auch den literarisch-kulturkundlichen Bereich abzudecken.

Ein **konkretes Beispiel** soll die neuen Richtlinien für die Schularbeitgestaltung in der modularen Lektüreprüfung verdeutlichen:

PENSUM SECUNDUM (5. Klasse Langform; 72 P)

1. Teil: Übersetzung (Wertigkeit: 48 P)

Einleitung: Der römische Historiker *Iustinus* (3. Jh.n.Chr.) widmet *Alexander dem Großen* zwei Bücher seiner Kurzfassung der ursprünglich von *Pompeius Trogus* (um Chr.Geb.) verfassten Universalgeschichte und stellt an das Ende dieses Abschnitts folgende Würdigung:

1	Alexander <u>exacta</u> pueritia per <u>quinquennium</u> sub Aristotele, <u>inclitissimo</u> omnium
2	philosophorum, crevit. Accepto deinde imperio regem se terrarum omnium ac mundi
3	appellari iussit tantamque <u>fiduciam sui</u> militibus fecit, ut illo praesente nullius hostis
4	arma timuerint. Itaque cum nullo hoste umquam congressus est, quem non vicerit;
5	nullam urbem obsedit, quam non expugnauerit; nullam gentem adiit, quam non
6	<u>calcauerit</u> . Victus denique est non virtute <u>hostili</u> , sed insidiis suorum. (65 W.)

Angaben: Z.1: **exigo** 3, -egi, -actum: hinter sich bringen, vollenden • **quinquennium**, -i: Zeitraum von fünf Jahren • **inclitus** 3: berühmt • Z.3: **fiducia** (-ae) **sui**: Selbstvertrauen • Z.6: **calco** 1: mit Füßen treten, zermalmen • **hostilis**, -e: adi. zu hostis.

2. Teil: Interpretationsaufgaben (Wertigkeit: 24 P)

- 2.1. Welche Charaktereigenschaften schreibt der Autor im zweiten Satz des Textes dem Makedonenkönig zu? (4 P)
- 2.2. Wodurch wird im dritten Satz die Unbesiegbarkeit Alexanders auch stilistisch hervorgehoben? (4 P)
- 2.3. Worauf spielt Iustinus im letzten Satz mit *insidiis suorum* an? (4 P)
- 2.4. Welcher römische Autor verfasste ein selbstständiges Werk über den Alexanderzug? Was ist die literarische Absicht dieser Schrift? (4 P)
- 2.5. Caesar soll einmal beim Anblick eines Alexanderbildnisses geseufzt haben: „In einem Alter, in welchem Alexander bereits den Erdkreis bezwungen hat, habe ich noch nichts Denkwürdiges vollbracht.“ Worin kam Caesar hinsichtlich der militärischen Erfolge seinem Vorbild Alexander gleich, wo blieb er hinter ihm zurück? (8 P)

Erläuternde Bemerkungen zur Aufgabenstellung

Voraussetzungen: Abschluss des Einstiegsmoduls „Gestalten und Persönlichkeit aus Mythologie und Geschichte“. Der Schwerpunkt lag auf Alexander d.Gr. und Caesar; aus der Alexandergeschichte des Curtius Rufus wurden zwei kurze Passagen übersetzt.

Einleitung: Schon ab der ersten Schularbeit der Lektüreprüfung sollte man § 10 Abs 2 der Reifeprüfungsverordnung analog anwenden: „Dem Text ist ein schriftlicher Hinweis voranzustellen, der den Zusammenhang, aus dem die Stelle stammt, erklärt oder ein Anhaltspunkt für ihre thematische Zuordnung gibt.“

Textauswahl: Stellenzitat: Iustin. 12, 16, 8–12. Der Autor Iustinus war den Schüler(inne)n von seiner Gestaltung der Gründungssage Roms her bekannt (Romulus und Remus). Geringfügige Eingriffe in den Text, vor allem Kürzungen, wurden vorgenommen (z.B. wurde im letzten Satz der Plenonasmus *Victus denique ad postremum est* beseitigt). Dass die

Texteingriffe weder syntaktische Strukturen zerstören noch die Semantik des Textes beeinträchtigen dürfen, versteht sich von selbst.

Wörteranzahl: Der bisher gültige Rahmen sah für die 5. Klasse des Gymnasiums 80 bis 90 Wörter vor. Die Länge des vorliegenden Textes ist im Vergleich dazu deutlich reduziert und liegt genau in der Mitte des neuen, vom Lehrplankommentar vorgeschlagenen Rahmens.

Angaben: Der neue Fachlehrplan normiert unmissverständlich: „Die Verwendung von Wörterbüchern ist ab der Lektüreprüfung zu gestatten.“ Trotzdem sollte man unbekannte Vokabel weiterhin angeben, damit die durch die geringere Wörteranzahl gewonnene Arbeitszeit nicht zur Gänze durch das Nachschlagen im Lexikon wieder verloren geht.

Interpretationsaufgaben: Die ersten drei Fragen beziehen sich auf den Text, die beiden folgenden auf das gesamte Modul. Im Sinne einer einheitlichen Aufgabenstellung stehen allerdings auch die modulbezogenen Fragen in losem Zusammenhang zum Text.

2.1. Erwartungshorizont: Maßlosigkeit (Weltherrschaftsstreben), absoluter Führungsanspruch, überragende Führungsqualitäten (Motivationsgenie). Die Beantwortung der Frage erfordert eine eigenständige Denkleistung (es genügt nicht, dem Text einfach bestimmte Begriffe zu entnehmen).

2.2. Anapher, Parallelismus, Homoioteleuton. Obwohl die Bezeichnung der Stilmittel im verwendeten Elementarbuch bereits vorkamen, wird ihre Kenntnis bei der ersten modularen Schularbeit nicht erwartet. Die Schüler(innen) sollen aber in der Lage sein, die Wortwiederholungen (*cum nullo / nullam / nullam*) und den parallel gestalteten Satzbau in ihrer Funktionalität zu erkennen.

2.3. Diese Frage steht am Übergang zwischen Text- und Modulbezug. Erwartungshorizont: Die Meuterei der Soldaten am Hyphasis hinderte Alexander daran, seinen Siegeszug bis ans Ende der Welt fortzusetzen („Alexander in Indien“ wurde im Unterricht besprochen!).

2.4. Erwartungshorizont: Curtius Rufus (1. Jh.n.Chr.), *Historiae Alexandri Magni Macedonis*. Der Autor will nicht die historische Leistung Alexanders würdigen, sondern den Leser durch eine abwechslungsreiche und packende Schilderung des Alexanderzuges gewinnen.

2.5. Impulszitat: Sueton, Caesar 7,1. Erwartungshorizont: Beide waren hervorragende Strategen, die auch gegen übermächtige Gegner Schlachten gewinnen konnten. Beide konnten ihre Soldaten (auch durch ihr persönliches Vorbild) zu Höchstleistungen anspornen. Alexander errang seine Erfolge allerdings gegen eine damalige Weltmacht, das Perserreich, während Caesar „nur“ die untereinander zerstrittenen gallischen Stämme und seinen Bürgerkriegs-Kontrahenten Pompeius besiegte. Die Ausdehnung der von Alexander eroberten Gebiete übersteigt den durch Caesar erzielten Territorialgewinn um ein Vielfaches.

Gewichtung der Aufgabenstellung: Der Textteil wird mit 48 Punkten, der Interpretationsteil mit 24 Punkten bewertet (Verhältnis 2/3 : 1/3). Auf jeden Fall ist es unerlässlich, für die Schüler(inne)n schon auf dem Angabezettel transparent zu machen, welche Gewichtung beiden Teilen zukommt und vor allem auch, wie viele Punkte auf die einzelnen Interpretationsfragen entfallen. Damit ist gewährleistet, dass sich die Schüler(innen) ihre Arbeitszeit nach prüfungsstrategischen Gesichtspunkten einteilen können.

Angewandtes Korrekturmodell: Der Lehrplankommentar empfiehlt explizit die Anwendung der **Positivkorrektur**: „Für die Beurteilung von Schularbeiten gibt es verschiedene Korrekturmodelle. Darunter sind die, die an der Leistung des Schülers / der Schülerin positiv ansetzen, als motivationssteigernd zu bevorzugen gegenüber Modellen, deren hauptsächlich Kalkül im Zählen von Fehlern liegt.“ Dieser Passus veranlasste mich, mein bisher praktiziertes Korrekturmodell (Negativkorrektur; genauer: valorisierendes System mit dreigliedriger Fehlerdifferenzierung) aufzugeben und die durch den Lehrplan geforderte Neugestaltung der Schularbeiten mit dem Wechsel zur Positivkorrektur zu koppeln. Damit erfüllte ich im Voraus den Wunsch der *Sodalitas*-Obfrau, man solle Bereitschaft zeigen,

„auch einmal die eigene bisherige Vorgangsweise bei der Leistungsbeurteilung zu überdenken“. Darauf lässt sie den treffenden Nachsatz folgen: „Ein neuer Lehrplan ist eine gute Gelegenheit dazu, ohne Gesichtsverlust etwas zu ändern!“ (*Circulare* 4/2004, S. 1). Die Positivkorrektur wird übrigens seit ca. 30 Jahren von Fachdidaktikern propagiert (meines Wissens erstmals von Adolf Clasen 1975) und im deutschen Sprachraum von vielen Kolleg(inn)en mit großem Erfolg praktiziert. Von einer revolutionären Neuerung kann also keine Rede sein! Wer sich genauer über die theoretischen Grundlagen des Verfahrens informieren und praktische Tipps für die zeitsparende Durchführung bekommen möchte, sei auf folgende zwei Artikel verwiesen: Helfried Gschwandtner, Ökonomie des Lateinunterrichts: Leistungsbeurteilung und Lektüre, *Latein Forum* 27, 1995, 44–51; und neuerdings: Wilhelmine Widhalm-Kupferschmidt, Ein Modell der Positivkorrektur, *Circulare* 4/2004, S. 8f.). Das Wichtigste in aller Kürze: Der Text wird in **Sinneinheiten** eingeteilt (diese bestehen in der Regel aus drei bis sieben Wörtern, je nach Schwierigkeitsgrad); für die völlig korrekte Übersetzung einer Sinneinheit werden 3 Punkte vergeben, bei einem leichten Verstoß geht 1 Punkt verloren (der Textabschnitt wird dann also mit 2 Punkten bewertet); bei einem schweren Fehler wird für die Sinneinheit nur 1 Punkt vergeben; bei einem sehr schweren Fehler oder einer Fehlerhäufung gehen die Punkte zur Gänze verloren. Eine sprachliche Sonderleistung wird mit einem Zusatzpunkt belohnt (d.h. eine außerordentlich gute Wiedergabe einer Sinneinheit kann man mit 4 Punkten honorieren, z.B. wenn in unserem Text *fiduciam sui facere* mit „Selbstvertrauen einflößen“ übersetzt wurde). Die Unterteilung des Textes in Sinneinheiten könnte im konkreten Fall so aussehen:

(1) Alexander exacta pueritia per quinquennium (2) sub Aristotele, inclitissimo omnium philosophorum, crevit. (3) Accepto deinde imperio (4) regem se appellari iussit (5) terrarum omnium ac mundi (6) tantamque fiduciam sui militibus fecit, (7) ut illo praesente (8) nullius hostis arma timuerint. (9) Itaque cum nullo hoste umquam congressus est, (10) quem non vicerit; (11) nullam urbem obsedit, (12) quam non expugnaverit; (13) nullam gentem adiit, (14) quam non calcaverit. (15) Victus denique est non virtute hostili, (16) sed insidiis suorum.

16 x 3 Punkte ergibt als maximale Punktezahl für die Übersetzung 48 Punkte („alles richtig“). Entsprechend dem Verhältnis 2/3 zu 1/3 ergibt sich für den Interpretationsteil als erreichbares Maximum 24 Punkte. In unserem Fall liegt also die Höchstpunktzahl für die Gesamtschularbeit bei 72. Der Nachteil, dass von Schularbeit zu Schularbeit zugleich mit der Anzahl der Textabschnitte auch die Höchstpunktzahl variiert, wird dadurch wettgemacht, dass man die Zahl der Sinneinheiten variabel halten kann und nicht (wie beim Modell Widhalm-Kupferschmidt bei allen einstündigen Schularbeiten) jeden Text mehr oder weniger gewaltsam in 12 Abschnitte unterteilen muss. Außerdem erspart man sich so die lähmende Diskussion, ob der Aufteilungsschlüssel zwischen Text und Interpretation 70 % : 30 % oder doch besser 60 % : 40 % zu lauten habe.

Entsprechend der gängigen Praxis der Positivkorrektur werden die **Noten** wie folgt zugeordnet:

90 – 100 % aller erreichbaren Punkte: Sehr gut (bei unserem Beispiel: 65 – 72 P)
 80 – 90 % : Gut (58 – 64 P)
 70 – 80 %: Befriedigend (50 – 57 P)
 60 – 70 %: Genügend (43 – 49 P)
 weniger als 60 %: Nicht genügend (42 Punkte und weniger)

Aus dieser Übersicht wird der hohe Stellenwert des Interpretationsteils deutlich: Selbst bei völlig richtiger Übersetzung ergibt sich bei Nichtbeantwortung der Interpretationsfragen nur

ein Genügend. Wenn eine größere Bandbreite für die Note Befriedigend angebracht ist (z.B. bei Schularbeiten mit etwas höherem Schwierigkeitsgrad oder bei zwei- und mehrstündigen Arbeiten), ist auch folgende Zuordnung möglich:

65 – 80 %: Befriedigend (48 – 57 P)
 55 – 65 %: Genügend (40 – 47 P)
 weniger als 55 %: Nicht genügend (39 Punkte und weniger).

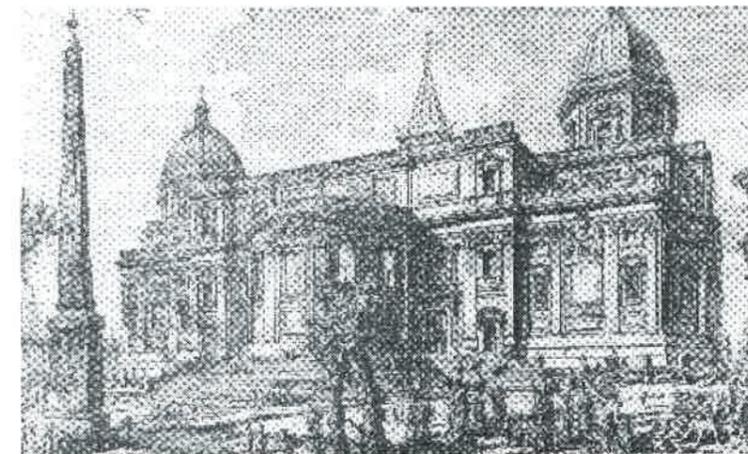
Korrekturvergleiche (in Tirol zuletzt großflächig bei der Tagung der ARGE-Latein am 10.11.2004 durchgeführt) brachten jedes Mal das Ergebnis, dass für die (übrigens ziemlich geringfügigen) Benotungsdiskrepanzen nicht das angewandte Korrekturmodell (Positiv- oder Negativkorrektur), sondern die unterschiedliche Fehlergewichtung verantwortlich ist. Die größten Abweichungen treten übrigens dann auf, wenn „Strukturbewahrer“ und „Formulierungskünstler“ aufeinander treffen. Als „Strukturbewahrer“ bezeichne ich all jene Kolleg(inn)en, die eine möglichst exakte Wiedergabe der lateinischen Sprachstrukturen anpeilen. Sie sind also Anhänger des dokumentarischen (ausgangssprachenorientierten) Übersetzens. Die „Formulierungskünstler“ sind hingegen begeistert, wenn sich die Schülerübersetzung mutig vom lateinischen Original löst, sofern nur das Ergebnis als stilistisch brillantes Deutsch empfunden werden kann. Sie bevorzugen also transponierende (zielsprachenorientierte) Übersetzungen. Die Translationswissenschaft hält beide Übersetzungsarten für legitim. In gewissen (nicht allzu häufigen) Fällen kann es schon vorkommen, dass ein ausgangssprachenorientierter Korrektor einen schweren Konstruktionsfehler moniert, während ein zielsprachenorientierter bei derselben Übersetzung einen Pluspunkt für gutes Deutsch vergibt. Dies klingt nach reiner Willkür, lässt sich aber durch die Anwendung verschiedener Übersetzungsnormen erklären. Da die beiden Korrektortypen ihr Übersetzungsideal auch im Unterricht propagieren, wissen die Schüler(innen) in der Regel ziemlich genau, welchen Erwartungen sie genügen müssen.

Zum Abschluss soll noch auf ein Detailproblem eingegangen werden, das sich aus der eingangs geschilderten Übergangssituation ergibt. Während der alte Lehrplan die **Verwendung des Lexikons** bei Schularbeiten erst ab der 7. Klasse erlaubt, sieht der neue Lehrplan die Wörterbuchbenützung schon ab dem Einsetzen der Lektürephase vor. Um die bizarre Situation zu entschärfen, dass bestimmte Klassen ein Unterrichtsmittel nicht einsetzen dürfen, das sowohl in der höheren also auch in der niedrigeren Jahrgangsstufe erlaubt ist, schlägt der Lehrplan- und Lehrplankommentar-Autor Fritz Lošek, nunmehr LSI beim LSR für Niederösterreich, folgende Vorgangsweise vor: „Für die Schuljahre 2004/05 und 2005/06 wird in den Fächern Latein und Griechisch in der 6. Klasse und in der 7. Klasse (jeweils alter Lehrplan) die Entscheidung über die Verwendung eines Wörterbuches bei den Schularbeiten den Lehrkräften überantwortet. Das Wörterbuch sollte pädagogisch verantwortungsbewusst dann eingesetzt werden, wenn sowohl durch genügend Vorarbeit mit dem Wörterbuch als auch durch die gezielte, sinnvolle Wörterbucharbeit zulassende Auswahl der Textstelle ein methodischer Vorteil für die Schülerinnen und Schüler entsteht.“ (Rundschreiben vom 04.10.2004). Auf Grund eigener positiver Erfahrungen, die von mehreren Kolleg(inn)en geteilt werden, sei für die Übergangszeit folgende Lösung empfohlen: Man gestattet den betroffenen Klassen die Lexikonbenützung nur für ca. die Hälfte der Arbeitszeit, am besten 10 Minuten zu Beginn und 15 Minuten am Ende der Stunde. Dadurch lässt sich vermeiden, dass während der gesamten Unterrichtseinheit exzessiv im Wörterbuch nachgeschlagen wird, was erfahrungsgemäß ungeübte Lexikonbenützer oft auf falsche Fährten lockt und ihnen kostbare Arbeitszeit raubt.

Weihnachtsjubel eines Obeliskens - christliche Bezüge einer römischen Inschrift¹

Klaus Bartels

In den fünf Jahren seines Pontifikats hat Papst Sixtus V. vier Obeliskens aufgestellt: 1586 den Vatikanischen vom Circus des Caligula auf dem Petersplatz, 1587 den Esquilinischen auf der Piazza dell'Esquilino hinter S. Maria Maggiore, 1588 den Konstantinischen vom Circus Maximus beim Lateran und 1589 den Augusteischen von der gleichen Wagenrennbahn auf der Piazza del Popolo. Bei der Aufstellung des Esquilinischen Obeliskens hinter S. Maria Maggiore ging es um einen bedeutsamen Bezug.



Piranesi, Vedute die Roma: Ansicht der Chorfassade von S. Maria Maggiore mit dem Esquilinischen Obeliskens.

Recht betrachtet, steht dieser Obelisk gar nicht hinter der Basilika, sondern vor der Cappella Sistina an ihrem rechten Seitenschiff. Noch als Kardinal Felice Peretti hatte Sixtus V. diese Kapelle für die seit alters in S. Maria Maggiore verehrten Krippenreliquien gestiftet; 1587 hat er den hoch aufragenden, kuppelbekrönten Bau der „allerheiligsten Krippe unseres Herrn Jesus Christus“ – so die Inschrift auf der Chorfassade – geweiht und ihr den einen der beiden Obeliskens vom Mausoleum des Augustus zur Seite gestellt; der andere kam zwei Jahrhunderte später, 1786, durch Pius VI. auf die Piazza del Quirinale.

Vom Grabmal zur Krippe

Die vier Inschriften auf der Basis des Esquilinischen Obeliskens schlagen jede auf ihre Art den Bogen von dem alten zu dem neuen Standort, vom Grabmal zur Krippe, von dem alten zu dem neuen Weltenherrscher. Die Inschrift auf der Südwestseite, die längste der vier, umreißt die typischen Stationen eines solchen Obeliskenslebens. Da hören wir zunächst von der Überführung des Obeliskens aus Ägypten und seiner Weihung „an Augustus in dessen

¹ Dieser Beitrag wurde vor längerer Zeit bereits in der NZZ publiziert. Wir möchten in diesem Zusammenhang wieder einmal auf Klaus Bartels viel benutztes Werk „Roms sprechende Steine. Inschriften aus zwei Jahrtausenden“ (Verlag Philipp von Zabern, ²Mainz 2001) verweisen (Anm. der LF-Redaktion).

Mausoleum“, darauf von seinem jämmerlichen Sturz und dem Herumliegen der Bruchstücke auf der Straße bei S. Rocco, schließlich von seiner Wiederherstellung und seiner neuen Weihung an das „heilbringende Kreuz“, das seither an seiner Spitze aufragt. „Felicius“, heißt es da am Ende, „glücklicher“ habe Sixtus V. ihn hier wieder aufrichten lassen, das will sagen: Unter diesem Zeichen wird er nicht wieder stürzen.

Der Geburt Christi und der Weihnachtslegende gelten die Inschriften auf den folgenden Seiten, und hier spricht dieser Obelisk als erster auch im eigenen Namen. Die Inschrift auf der Nordwestseite spielt auf die alte Legende an, die Kaiser Augustus, den Herrn der Welt, noch vor den Heiligen Drei Königen dem Jesusknaben huldigen lässt:

Christum Dominum, / quem Augustus / de virgine / nasciturum / vivens adoravit, / - seq(ue) deinceps / dominum / dici vetuit - / adoro.

Christus den Herrn, welchen Augustus, als der Knabe von der Jungfrau geboren werden sollte, zu seinen Lebzeiten angebetet hat – und ihn selbst danach noch „Herr“ zu nennen, verbot er – bete ich an.

Wir lesen die Legende, die Ursprungslegende von S. Maria in Aracoeli auf dem Kapitol, in der Sammlung des Jacobus de Voragine aus dem 13. Jahrhundert. Auf das Drängen der Senatoren, die ihn als Gott verehren wollten, habe Augustus die Sibylle befragt, „ob jemals ein Größerer als er geboren werde“, und darauf habe sich „am Tage der Geburt des Herrn“ diese Vision gezeigt:

Mitten am Tag erschien ein goldener Kreis um die Sonne und inmitten des Kreises eine wunderschöne Jungfrau, die einen Knaben im Schoß trug. Darauf zeigte die Sibylle das dem Kaiser, und während der Kaiser über diese Vision höchlichst staunte, hörte er eine Stimme, die zu ihm sagte: „Dies ist der Altar des Himmels“, und die Sibylle sagte zu ihm: „Dieser Knabe ist größer als du, und darum bete ihn an!“ ... Da erkannte der Kaiser, dass dieser Knabe größer war als er, brachte ihm Weihrauch dar und wies das Ansinnen zurück, sich des Weiteren Gott nennen zu lassen.

Mit dem letzten Wort der Inschrift, diesem überraschenden „...adoro“ („...bete ich an“) stellt der Obelisk sich in die Nachfolge des Kaisers und schlägt einen Bogen von dem großen Herrn, vor dessen Mausoleum er so lange gestanden und noch länger gelegen war, zu dem noch „Größeren“, vor dessen Krippe er jetzt steht.

Christus und Augustus

Auf der Nordostseite spricht der Obelisk weiter im eigenen Namen und nun vollends in eigener Sache:

Christi Dei / in aeternum viventis / cunabula / laetissime colo, / qui mortui / sepulcro Augusti / tristis / serviebam.

Christi, des auf ewig lebenden Gottes, Wiege verehere ich freudigst, der ich dem Grabmal des toten Augustus freudlos so lange gedient habe.

Vier Zeilen gelten dem Jetzt, vier Zeilen dem Einst; vierzehn Worte lapidares Latein, wie es „im Buche“ und noch eher auf den Steinen steht: „Le latin“, hat Voltaire einmal gesagt, „est plus propre au style lapidaire que les langues modernes.“ In raffinierter Verschränkung spielt der Obelisk die Gegensätze gegeneinander aus, die sich aus dem Wechsel von dem alten zu dem neuen Dienst ergeben; da steht Christus gegen Augustus, das ewige Leben gegen den Tod, die Wiege gegen das Grabmal, Verehrung gegen Sklavendienst, höchste Freude gegen Freudlosigkeit – und ein beflügelndes Präsens gegen ein lastendes Imperfectum durativum.

Zwei Jahre später, 1589, wird der Obelisk vor S. Maria del Popolo, den Augustus einst dem Sonnengott geweiht hatte, den Jubelruf aufnehmen, nicht ohne Seitenhiebe auf seine alten Herren:

Vor dem heiligen Gotteshaus derer rage ich erhabener (augustior) und freudiger auf, aus deren jungfräulichem Leib, während Augustus herrschte, die Sonne der Gerechtigkeit aufgegangen ist.

Und wieder ein Vierteljahrhundert später, 1614, wird die Mariensäule vor der Front von S. Maria Maggiore als Dritte in den Jubelchor einstimmen:

Die unreinen Tempel einer falschen Gottheit habe ich einst auf Geheiß des Kaisers traurig getragen; jetzt, da ich freudig des wahren Gottes Mutter fortan trage ...

Pax Augusta – Pax Angelica

Die vierte, südöstliche Seite der Basis weist noch einmal auf das „Heil bringende, unbesiegte Kreuz“ zurück, dem die vier „Sixtinischen“ Obeliskten durchweg geweiht sind. An das freudige Bekenntnis zu dem neuen Gott schließt sich eine beziehungsreiche Fürbitte an:

Christus / per invictam / crucem / populo pacem / praebeat / qui / Augusti pace / in praesepe nasci / voluit.

Christus möge durch das unbesiegte Kreuz dem Volk seinen Frieden gewähren – er, der im Frieden des Augustus in die Krippe hinein geboren werden wollte.

Auch hier schlägt die Inschrift nochmals einen Bogen von dem alten zu dem neuen Friedensfürsten, von der *Pax Augusta*, der Friedensverheißung der römischen Legionen, die der Welt unter der Herrschaft der ewigen Stadt ein erstes Ende der Geschichte verhieß, zu der ganz anderen *Pax Angelica*, der Friedensbotschaft der himmlischen Heerscharen.

Unter den „großartigen Bauten“, mit denen Sixtus V. die Stadt geschmückt habe, nennt die wortreiche Grabinschrift des Papstes in eben jener Krippenkapelle einzig die „Vatikanische Schildkröte“, die 1590 vollendete Peterskuppel. Kein Wort von den vier Sixtinischen Obeliskten und erst recht keines von diesem kleinsten, der auf der Höhe des Esquilins jetzt sein 417. Weihnachtsfest feiert. Das wird ihn nicht kümmern; doch wie er sich da „freudigst“ zu seinem neuen Herrn und seinem neuen Dienst bekennt und seine Weihnachtsfreude nach allen vier Himmelsrichtungen verkündet, ist sein Herz nicht von Stein: Er freut sich gewiss über jeden, der dort oben einen Augenblick verweilt, seine lapidare Botschaft anhört und an seinem stillen Jubel teilnimmt.

Die Texte der Inschriften auf der Basis
des Obelisken auf der Piazza dell' Esquilino²

SW:

SIXTUS V PONT(ifex) MAX(imus)
OBELISCUM
AEGYPTO ADVECTUM
AUGUSTO
IN EIUS MAUSOLEO
DICATUM
EVERSUM DEINDE ET
IN PLURES CONFRACTUM
PARTES
IN VIA AD SANCTUM
ROCHUM IACENTEM
IN PRISTINAM FACIEM
RESTITUTUM
SALUTIFERAE CRUCI
FELICIUS
HIC ERIGI IUSSIT AN(no) D(omini)
MDLXXXVII PONT(ificatus) III

NW:

CHRISTUM DOMINUM
QUEM AUGUSTUS
DE VIRGINE
NASCITURUM
VIVENS ADORAVIT
SEQ(ue) DEINCEPS
DOMINUM
DICI VETUIT
ADORO

NO:

CHRISTI DEI
IN AETERNUM VIVENTES
CUNABULA
LAETISSIME COLO
QUI MORTUI
SEPULCRO AUGUSTI
TRISTIS
SERVIEBAM

SO:

CHRISTUS
PER INVICTAM
CRUCEM
POPULO PACEM
PRAEBEAT
QUI
AUGUSTI PACE
IN PRAESEPE NASCI
VOLUIT

² Die vorliegenden Inschriftentexte, Übersetzungen und Kommentare sind übernommen aus Klaus Bartels: Roms sprechende Steine. Inschriften aus zwei Jahrtausenden, Mainz (Zabern) 2000, S. 190 ff.

Die Übersetzungen

SW:

*Papst Sixtus V.³
hat den Obelisken,
der, von Ägypten herangebracht,
dem Augustus
in dessen Mausoleum
geweiht war,⁴
darauf umgestürzt und
in mehrere Teile
zerbrochen
in der Straße beim heiligen
Rochus lag,⁵
zu seinem früheren Aussehen
wiederhergestellt
und dem heilbringenden Kreuz
glücklicher
hier aufrichten lassen im Jahre des Herrn
1587, seines Pontifikats 3.*

NW:

*Christus den Herrn,
welchen Augustus,
als (der Knabe) von der Jungfrau
geboren werden sollte,
zu seinen Lebzeiten angebetet hat
- und ihn selbst fortan noch
„Herr“
zu nennen, verbot er -⁶,*

³ Sixtus V. (Felice Peretti), Papst von 1585 bis 1590.

⁴ Der Obelisk auf dem Esquilin und sein Gegenstück auf dem Quirinal hatten in der Antike den Eingang zum Mausoleum des Augustus im Norden des Marsfeldes flankiert.

⁵ „Beim heiligen Rochus“: bei der Kirche S. Rocco an der Via di Ripetta, an der Südseite des Mausoleums des Augustus.

⁶ Die „Legenda aurea“, die „Goldene Legende“, des Jacobus de Voragine (gestorben 1298), Kapitel 6, überliefert die in älterer Fassung seit dem 6. Jahrhundert bezeugte, in dieser „römischen“ Version seit dem 12. Jahrhundert greifbare Legende von Augustus und der Sibylle folgendermaßen:

„Als der ganze Erdkreis der römischen Herrschaft unterworfen war, gefiel Augustus dem Senat so sehr, dass sie ihn als Gott verehren wollten. Doch der kluge Kaiser verstand sich als sterblich und wollte sich den Titel der Unsterblichkeit nicht anmaßen. Auf das Drängen der Senatoren rief er die Sibylle, die Prophetin, zu sich: durch deren Orakel wollte er erfahren, ob auf der Welt jemals ein Größerer als er geboren werde. Als er dann – am Tage der Geburt des Herrn – seinen Rat in dieser Sache einberufen hatte und die Sibylle allein im Gemach des Kaisers den Orakeln oblag, erschien mitten am Tag ein goldener Kreis um die Sonne und inmitten des Kreises eine wunderschöne Jungfrau, die einen Knaben im Schoße trug. Darauf zeigte die Sibylle das dem Kaiser, und während der Kaiser über diese Vision höchlichst staunte, hörte er eine Stimme, die zu ihm sagte: 'Dieses ist der Altar des Himmels', und die Sibylle sagte zu ihm: 'Dieser Knabe ist größer als du, und darum bete ihn an!' ... Also erkannte der Kaiser, dass dieser Knabe größer war als er, brachte ihm Weihrauch dar und wies fortan das Ansinnen zurück, sich Gott nennen zu lassen (... *et Deus de caetero dici recusavit*).“

bete ich an.

NO:

Christus', des
auf ewig lebenden Gottes,
Wiege⁷
verehre ich freudigst,
der ich dem Grabmal
des toten Augustus
freudlos
so lange gedient habe.

SO:

Christus möge
durch das unbesiegte
Kreuz
dem Volk den Frieden
gewähren,
er, der
im Frieden des Augustus⁸
in die Krippe geboren werden
wollte.

Die Gründung von S. Maria in Aracoeli, „über dem Altar des Himmels“, wird seit alters mit dieser Legende verbunden.

⁷ „Christi ... *cunabula*“ („Christi ... Wiege“): die seit alters in S. Maria Maggiore verehrten Reliquien der Krippe von Bethlehem, für die Sixtus V. am rechten Seitenschiff der Kirche die Cappella Sistina anbauen ließ.

⁸ Loci classici für die Augusteische Friedensverheißung, die hier mit der weihnachtlichen Friedensverheißung – Evangelium nach Lukas 2,14: „Friede auf Erden“ – verbunden wird, sind Vergils 4. Ekloge, besonders Vers 17: „... *pacatumque reget ... orbem*“ („... und eine befriedete Welt wird er lenken“) und die prophetische Jupiterrede in Vergils „Aeneis“ 1, Vers 257 ff., besonders 291 ff.: „*Aspera tum positae mitescent saecula bellis*...“ („Dann, wenn die Kriege beigelegt sind, werden die rauen Zeiten milde werden...“). – Vgl. die ein Vierteljahrhundert jüngere Inschrift auf der Basis der Mariensäule vor der Front der Kirche, wo Christus im Gegensatz zu den römischen Cäsaren und ihrem Augusteischen Frieden als „Prinzeps des wahren Friedens“ und die Jungfrau Maria entsprechend als Ursprung des „wahren Friedens“ gepriesen werden.

„Er hat die Philosophie vom Himmel herabgeholt ...“ „Mutter Erde“ zwischen zwei Wendepunkten der Menschheitsgeschichte

Friedrich Maier

Im Jahr 1611 schrieb der englische Dichter John Donne, Verfasser vor allem von geistlicher Lyrik, folgenden Text:

„Die neue Philosophie zieht alles in Zweifel, das Element Feuer ist verlöscht, die Sonne ist nicht mehr das, was sie war, und auch die Erde. Und man gesteht, dass diese Welt vorbei ist, wenn unter den Planeten und am Firmament sie so viele neue suchen.“

1. Die Kopernikanische Wende

Das hört sich an wie der melancholische Abschied von einer alten vertrauten Welt, wie der elegische Abgesang auf eine lieb gewordene Tradition infolge einer, wie es heißt, „neuen Philosophie“. Was war geschehen? In dem halben Jahrhundert davor hatte sich eine Revolution vollzogen, die das Denken der Menschen im wahrsten Sinne des Wortes „umdrehte“ (*revolvit*). Ihren Verursacher nannte man damals schon den „stillsten Lärmacher der Welt“, den „Zerstörer des Mittelalters“, den „bedeutendsten Revolutionär“. Einer seiner Biographen schrieb, durch ihn und seine Nachfolger habe die Zivilisation in dreihundert Jahren größere Fortschritte gemacht als vorher in 3000 Jahren.

Aus dem Nordosten Europas war seine Kunde gekommen, die die Welt veränderte: *Terra movetur* - „Die Erde bewegt sich“. Eine unvorstellbar kühne Behauptung, die die geistige und geistliche Elite jener Zeit frappte und das Fundament der kirchlichen und universitären Lehre aus den Angeln zu heben drohte. Ein gewisser Nikolaj Kopernik, aus Thorn an der Weichsel stammend, war nach Studien in Krakau und an italienischen Universitäten Domherr in Frauenberg (Ostprien) geworden und stand in vielseitigen Diensten als Diplomat, Arzt und Administrator des Bischofs.

Dieser Nikolaus Kopernikus, wie er in lateinischer Form hieß, widmete sich auch in der eigenen Sternwarte intensiv mathematisch-astronomischen Studien. Am 9. März 1497 beobachtete er dort zusammen mit Domenico Maria Novara, seinem Freund und Lehrer der Astronomie, die Bedeckung des Sterns Aldebaran durch den Mond. Sie stellten fest, dass diese Beobachtung nicht mit den Mondbahnrechnungen des so genannten ptolemäischen Systems, in dem die Erde unverrückbar im Zentrum der Welt steht, vereinbar wäre.

Eine solch aufregende Erkenntnis stürzte den jungen Mann in Zweifel am traditionellen Weltbild, zumal ihm von der Antike her die - allerdings bis dahin von niemandem ernst genommene - These eines Pythagoras (6. Jh. v. Chr.) und eines Aristarch von Samos (3. Jh. v. Chr.) bekannt war, der zufolge sich alles um die Sonne drehe. Auf dieses Problem fixierte sich von nun an aber Kopernikus' Forschergeist. Er gründete, um seinen eigenen Begriff zu gebrauchen, mit der *ratio* (dem berechnenden Verstand) seines Kopfes die *ratio* (das berechnende System) des Kosmos. Seine Berechnungen kamen nun tatsächlich zu jenem Ergebnis bezüglich der *mobilitas terrae*, das alles Bisherige auf den Kopf stellte. Die neue Entdeckung

schrieb er nieder in seinem Hauptwerk, das die Revolution schon im Titel trug: „*De revolutionibus orbium caelestium*“; er wagte es aber nicht, obwohl man ihn dazu allseits drängte, das Manuskript aus Sorge um die grundstürzenden Folgen zu veröffentlichen.

Erst auf dem Sterbebett soll er das Opus für seine Publikation freigegeben haben. Dessen Grundgedanken waren freilich längst vorher durch den so genannten *commentariolus*, einen handschriftlichen Entwurf, bekannt geworden; sie wurden im Vatikan und an den Universitäten - nicht ohne Verachtung gegenüber dem Urheber - heiß diskutiert. Aus dem Widmungsbrief an Papst Paul III., der dem Hauptwerk vorangestellt ist, geht dies direkt hervor. Darin drückt Nikolaus Kopernikus seine Erwartung aus, dass er gewissermaßen das wissenschaftliche Leichtgewicht „im entferntesten Winkel der Erde“ (*in hoc remotissimo angulo terrae*), durch die Autorität des auch in allen Wissenschaften, zumal in der Mathematik, anerkannten Papstes vor den bissigen Verleumdungen seiner Gegner geschützt und die Anerkennung der professionellen Fachwelt erhalten werde:

„Ich bezweifle nicht, dass die gescheiten und gelehrten Mathematiker mir beipflichten werden, wenn sie, was eben diese *philosophia* erfordert, nicht oberflächlich, sondern tiefgründig das, was von mir zur Beweisführung dieser Sachverhalte in diesem Werk beigebracht wird, zur Kenntnis nehmen und prüfend abwägen wollten.“

Neque dubito, quin ingeniosi atque docti mathematici mihi astipulaturi sint, si, quod haec philosophia in primis exegit, non obiter, sed paenitus ea, quae ad harum rerum demonstrationem a me in hoc opere afferuntur, cognoscere atque expendere voluerint.

(Widmungsbrief an Papst Paul III)

Kopernikus appellierte in dieser heiklen Materie an das, wovon sich Wissenschaftler ausschließlich bestimmen lassen sollten: an *haec philosophia*, an das „Streben nach Erkenntnis, nach Weisheit“, in deren Fokus immer die Wahrheit steht. In dieser durch nichts, keine Vorbehalte oder Vorurteile eingeschränkten, letztlich von Freiheit geprägten Haltung hatte sich Kopernikus selbst den Dingen am Himmel forschend zugewandt; er erwartete sie nun auch von Seiten seiner Kritiker. Doch das Erkenntnisstreben und die Wahrheitssuche des Osteuropäers fanden unter den Fachleuten nicht die gewünschte Resonanz.

Allerdings regte „diese Philosophie“ zur engagierten Nachfolge einige große Männer an, die sich die Freiheit nahmen, Kopernikus' Forschungen fortzusetzen, und seine Erkenntnisse präzisierten: Tycho von Brahe, Johannes Kepler und Galileo Galilei. Letzterer blickte 1610 erstmals mit einem Fernrohr in das Weltall hinaus und bestätigte durch Anschauung die durch Berechnung gewonnenen Ergebnisse des Kopernikus. Die Revolution des Denkens, die „wildeste Revolution, die es je gab“ (so ein Forscher) hatte offensichtlich bald eine solche Dynamik bekommen, dass 1616 die kirchliche Inquisition Kopernikus' Werk verbot: „...*donec corrigatur*...“ („bis eine Korrektur daran vorgenommen werde“).

Doch auch dadurch wurde der „neuen Philosophie“ wie sie John Donne nannte, kein Einhalt geboten. Die „kopernikanische Wendung“ - ein Begriff, den Immanuel Kant in der „Kritik der reinen Vernunft“ dafür prägte - vollzog sich unaufhaltsam: Was bedeutet das? Das Ordnungssystem im Weltall bekam eine total andere Ausrichtung. Erde und Sonne vollzogen einen Rollentausch. Im Zentrum stand von nun an nicht mehr die Erde, sondern die Sonne, ein Phänomen, das Kopernikus in seinem Werk geradezu hymnisch preist:

„Inmitten all dessen thront die Sonne. Wer denn wollte in diesem wunderschönen Heiligtum diese Leuchte an einem anderen Ort setzen als den, von wo aus sie das Ganze

gleichmäßig beleuchten kann? Zumal noch gewisse Leute sie durchaus treffend als ‚Licht der Welt‘, andere ihre ‚Seele‘, anderen ihren ‚Lenker‘ nennen [...] So wirklich wie auf königlichem Thron sitzend, lenkt die Sonne die sie umkreisende Familie der Gestirne [...] Es empfängt unterdessen die Erde von der Sonne und geht schwanger in jährlicher Geburt.“

In medio vero omnium residet Sol. Quis enim in hoc pulcherrimo templo lampadam hunc in alio vel meliori loco poneret, quam unde totum simul possit illuminare? Siquidem non inepte quidam laceram mundi, alii mentem, alii rectorem vocant [...] Ita profecto tamquam in solio regali Sol residens circumvagantem gubernat astrorum familiam. [...] Concipit interea a Sole et impraegnantur annuo partu.

De revol. I 10, 20-21

Diese kosmische Erhöhung der Sonne, durch die sie Kopernikus gewiss nicht vergöttlichte, ihr wohl aber in der materiellen Hierarchie der Welt den ihr zustehenden Primat einräumte, nahm der Erde ihren quasi heiligen Nimbus; sie wurde säkularisiert. Und mit ihr verlor der Mensch seine Vorrangstellung in der Schöpfung, „seine herrschende Rolle im Weltall“, so wie es Sigmund Freud ausdrückte. „Seit Copernikus“ - so Friedrich Nietzsche - „rollt der Mensch aus dem Zentrum des X“. Die entheiligte Erde wurde enttabuisiert, sie durfte nun zum Objekt der Erforschung durch den Menschen werden. „Die Morgenröte eines neu aufbrechenden Lichtes“, von der damals (1500) der Philosoph Giordano Bruno schwärmte, erwies sich im Rückblick als der Aufbruch in das naturwissenschaftliche Zeitalter, in dem einmal Sonne und Erde nüchtern als „kosmischer Glutofen“ bzw. „belebter Materiebrocken“ bezeichnet werden sollten.

2. Die Sokratische Wende

Eine solche Konstellation des Denkens - allerdings mit umgekehrten Vorzeichen - hatte es bereits 2000 Jahre früher gegeben, im Südosten des Kontinents, in Griechenland. Dort wurde der Sonne in der Frühzeit göttliche Ehre erwiesen. Im Mythos ist dem Gott Helios der Rang eines Königs in den hohen Gefilden des Alls zugewiesen; in Ovids Metamorphosen steht - in lateinischer Fassung des antiken Mythos - geschrieben:

„Hoch lag der Sonne Königsburg auf ragenden Säulen
leuchtend von funkelndem Gold und feuerflammenden Erzen.
Schimmernd Elfenbein deckt den erhabenen First seines Giebels,
gleißend in silbernem Licht erstrahlen die Flügel der Pforten.“

*Regia Solis erat sublimibus alta columnis
clara micante auro flammasque imitante pyropo;
cuius ebur nitidum fastigia summa tegebat,
argenti bifores radiabant lumine valvae.*

Met. II, 1 ff.

Falsch wäre es, aus dieser Stelle zu entnehmen, der Sonnengott Sol oder Helios würde in der fix am Himmel stehenden Königsburg thronen, also sich wie bei Kopernikus unbewegt im Zentrum des Alls befinden. Die strahlende Burg ist nur die dichterische Metapher für Erscheinung und Macht der Gottheit im Kosmos. Ihr obliegt die Aufgabe, tagtäglich die Sonnen-Quadriga von Pol zu Pol durch den Himmel zu lenken, eine schwierige und unermüdliche Tat, zu deren Verdeutlichung man schon auf einer Vase des 6. Jh. v. Chr. das Bild des Sisyphus benützte, wie er die Sonnenkugel stets von Neuem auf die Spitze des Tages hievt.

Doch dies alles war Imagination des Mythos, eines Glaubens, der sich aus der Anschauung der sinnlichen Welt ableitete. Schon sehr früh - ab dem 6. Jh. - traten allerdings Männer auf, die der Wahrheit um die Dinge dieser Welt auf den Grund gehen wollten, in dem sie hinter die sinnlich erfahrbaren Erscheinungen zu blicken versuchten; auch die nannte man später Philosophen. Sie richteten ihre Aufmerksamkeit vor allem auf das, was über der Erde, also droben am Himmel ist, auf das Höhere, auf die „Meteora“, sie wollten diese gewissermaßen in ihrer „physikalischen“ Existenz ergründen. Einer dieser forschenden Denker, der in Athen, in der Hochburg des Geistes, damals lehrte, Anaxagoras mit Namen, wagte es sogar, nachdem er einen Meteoriten, also ein Stück Materie aus jenem Raum Meteora, gefunden hatte, zu behaupten, die Sonne sei nichts anderes als ein „glühender Steinbrocken“ - eine freimütige Äußerung, die als Gotteslästerung aufgefasst und dem Mann beinahe den Tod durch Hinrichtung eingebracht hätte.

Solche Männer wie Anaxagoras setzten sich bewusst in Widerspruch zur herrschenden Tradition; sie waren in ihrem Drang nach Erkenntnis „über die Natur“ - alle schrieben sie ein Werk περὶ φύσεως (*de rerum natura*) - auf die Entzauberung der *numinos* verklärten Welt aus; sie entheiligten die in ihr wirksam geglaubten Mächte, indem sie das, was die Welt im Innersten zusammenhält, ihren "Grundbaustein" (ἀρχή) als „das Wasser“ oder „das Feuer“ oder „die Luft“ oder „die Atome im leeren Raum“ ansetzten, also ein quasi materielles Substrat für alle sichtbaren Erscheinungen annahmen.

Manche wollten diesen „Grundbaustein“ sogar in einem immateriellen Prinzip erkennen, ein gewisser Anaximander in dem Begriff τὸ ἄπειρον: dem schlechthin „Unbegrenzten“ „Grenzenlosen“, der bekannte Pythagoras in der Zahl oder im Zahlenverhältnis. Zweifellos ein sensationeller Akt des Denkens, ein Qualitätssprung des menschlichen Geistes mit Folgen bis heute: weg von der sinnlichen Erfahrung hin zu bloßer Begrifflichkeit, zur Abstraktion. Dass damit die Voraussetzung zur theoretischen Wissenschaft, zur Erforschung der Welt ausschließlich mit den Annahmen des Geistes geschaffen war, ist heute die übereinstimmende Meinung. Da jedoch solches Erkenntnistreben, solche *philosophia* auf der Ebene der Spekulation verblieb, nannte man diese „über die Natur“ nachdenkenden Männer später nicht Naturwissenschaftler, sondern eben Naturphilosophen.

Der entscheidende Fortschritt war: Der Geist, der Logos, hatte begonnen, sich aus den Bedingungen und Bindungen des Mythos zu emanzipieren. Man bewunderte seine Größe und Leistungskraft, doch zugleich wurden auch seine Risiken erkannt:

„Vieles ist gewaltig. Nichts aber ist gewaltiger als der Mensch.“

Mit dieser apodiktischen Diagnose des Menschen beginnt der Dichter Sophokles in der Tragödie „Antigone“ das seither vielzitierte „Hohe Lied“ auf die Geistesbegabung des Menschen. Die Übersetzer haben das griechische Wort für „gewaltig“ δεινός auch mit „wunderbar“, „ungeheuerlich“, „schrecklich“ wiedergegeben, wodurch uns die darin inhärente Ambivalenz drastisch zu Bewusstsein kommt: Ist der Mensch etwas Wunderbares oder Schreckliches?

„So über Verhoffen begabt mit der Klugheit
erfindender Kunst (σοφόν τι τὸ μαχανοῦν τέχνης)
geht zum Schlimmen er bald
und bald zum Guten hin.“

So steht es im selben Chorlied. Die Entscheidung, ob der Mensch beim Einsatz seines Logos den guten oder schlechten Weg geht, liegt allein bei diesem. Sophokles nimmt, so ist zu schließen, den geistbegabten Menschen in seine Verantwortung, die ihren Bezugrahmen in der Gemeinschaft hat:

„Hält er doch die Gesetze seiner Stadt
und der Götter beschworenes Recht,
ist anerkannt er im Staat; stadlos ist er jedoch,
wenn er verwegen das Schändliche tut.“

Dieser großartige Text des Dichters ist immer schon - gewiss indirekt - auch als Warnung vor jener Verabsolutierung des Denkens, jener Freiheit des Geistes verstanden worden, wie sie uns bei den Naturphilosophen entgegentritt. Die „Antigone“ ist ja um 441 v. Chr. uraufgeführt worden, etwa zu der Zeit, als Anaxagoras in Athen seine Lehre von der Sonne als „glühendem Steinsbrocken“ verkündete.

Direkt in den Weg gestellt hat sich den „Forschern über die Natur“ ein Mann, der damals in Athen die öffentliche Bühne betrat und der zur herausragendsten Gestalt der Antike, geradezu zu einer Identifikationsfigur Europas werden sollte: der Philosoph Sokrates. Er suchte den Affront zu den Philosophen vor ihm, den später eben „vorsokratisch“ genannten Philosophen. Sein Denken war, wie eine Quelle besagt, nicht nur auf die „Natur des Alls“ gerichtet, ja er nannte die, die sich mit den Dingen am Himmel, mit den „Meteora“ befassten, Narren und Toren. Das was im Raum des Kosmos geschieht, sei entweder zu weit von unserer Erkenntnis entfernt oder trage, wenn es schon erkannt würde, nichts zu einem guten Leben bei.

Ehe man sich um jene Dinge über die Erde bemühe, müsse man τὰ ἀνθρώπινα (*res humanae*), das, was den Menschen betrifft, untersuchen. Dem Philosoph, dem nach Wissen und Weisheit Suchenden, ist zu allererst der Mensch zur Aufgabe gestellt; die diesen betreffenden Fragen seien, so Sokrates, vorrangig zu klären: Was ist das Fromme, was das Gute, was das Schöne, was das Gerechte, was die Besonnenheit, was die Tapferkeit, was der Staat, was der Bürger, was der Herrscher? Sokrates lenkte das Interesse der Forschenden weg von den Spekulationen um die Natur hin zu den Bedürfnissen und Bedingtheiten des Menschen. Es ging ihm dabei nicht um das Wohl der „Mutter Erde“, die ihm gewiss wie den meisten damals tabu war. Das ihn leitende Interesse galt ausschließlich dem ἄνθρωπος. Auch Sokrates vollzog also eine "Wendung des Geistes". Der Römer Cicero hat diese Wendung ca. 400 Jahre später in einem anschaulichen und geradezu suggestiven Bild festgehalten:

"Sokrates hat als erster Philosoph die Philosophie vom Himmel herabgeholt und in den Städten angesiedelt und in die Häuser eingeführt und sie gezwungen ihre forschenden Fragen auf das Leben, auf die Sitten, auf das Gute und Böse zu richten."

Socrates primus philosophiam devocavit e caelo et in urbibus conlocavit et in domos etiam introduxit et coegit de vita et de moribus rebusque bonis et malis quaerere.

Tusc. disput. V 10

Dieses Herabholen der Philosophie vom Himmel, ihre Konzentration auf den Menschen war eine epochale Tat: Sokrates wurde zum Entdecker der Ethik als eines Teiles der Philosophie. Die moralischen Grundlagen des Lebens wurden von ihm radikal ins Zentrum des Erkenntnistrebens gerückt; dieser Philosoph fragte nach den Werten, mit denen sich der Mensch vor sich selbst und im Umgang mit den anderen zu bewähren hat; die regulierende Instanz darin

verlegte er in sich selbst, in die Seele. Er nannte sie "To Daimonion", "die göttliche Stimme", eine Art Gewissen, das ihn vor schlechtem Tun warnt. Man hat dieses Daimonion mit Recht als den bildhaften Ausdruck für das, was man persönliche Verantwortlichkeit nennt, verstanden.

Dieser inneren Stimme folgte Sokrates ja selbst in der entscheidendsten Situation seines Lebens, wie wir wissen, als er vor seiner Hinrichtung das Angebot zur Flucht aus dem Gefängnis nicht annahm; er wollte, wie er das sagte, die Gesetze der Stadt, in der er lebte, nicht kompromittieren, fühlte also seine Verantwortung für das Ganze des Staates, dessen Wohl er über seine persönliche Freiheit stellte. Die sokratische Verantwortungsethik, wie sie sich hier manifestierte, zielte - nicht anders als in Sophokles' Chorlied - auf die Funktionsfähigkeit der Gemeinschaft und auf das Glück des einzelnen in dieser. Die spätere Philosophiegeschichte hat die sich hier an Sokrates äußernde Haltung als ἀνθρωπίνη σοφία, als *humana sapientia*, als "menschliche Weisheit" bezeichnet, durch die das Philosophieren eine neue Richtung und Wirkung bekommen hat. Folgerichtig hat sie den durch Sokrates vollzogenen scharfen Schnitt in der Geistes- und Kulturgeschichte als "Sokratische Wende" bezeichnet.

Der Eindruck ist richtig: Sokrates ist der Antipode zu Kopernikus. Über einen Zeitabstand von 2000 Jahren stehen sich im denkbar schärfsten Gegensatz zwei "Wendungen des Geistes" gegenüber: die Kopernikanische Wende und die Sokratische Wende. Durch sie sind zwei grundverschiedene Weltbilder, das naturwissenschaftliche und das humanistische, gekennzeichnet. Sokrates hat die "Philosophie" vom Himmel herabgeholt, Kopernikus hat die "Philosophie" auf den Himmel gerichtet, der eine rückt den Menschen in den Mittelpunkt des Denkens, der andere stellt ihn eher ins Abseits, der eine inaugurierte die Naturwissenschaft, indem er die Erde entheiligte und sie so der Forschung zugänglich machte, der andere blockierte die Naturforschung, indem er den Fragen nach dem Menschen, seinem Leben und seinen Werten den Vorrang gegenüber dem "Betrachten" des Himmels gab.

3. Eine Synthese zwischen Kopernikus und Sokrates?

Kopernikus mag den Philosophen Sokrates gekannt haben; doch seine Bedenken gegen seine eigene Lehre waren ganz sicher nicht von den sokratischen Vorbehalten bestimmt. Es war der zu erwartende kirchliche Widerstand, der ihm die Reserve abnötigte. Der Konflikt zwischen seiner Lehre und der kirchlichen Tradition bestimmte die Zeit nach seinem Tode, konnte aber, wie wir bereits hörten, den Gang der "neuen Philosophie" nicht aufhalten. Als treibende Kraft erwies sich der Engländer Francis Bacon (1561-1626), in dem man heute den Begründer einer "technisch anwendbaren Wissenschaft" (Richard Schröder, Aktuelle Antike 2003) sieht.

In seinem Hauptwerk "*Instauratio magna*" kündete er die "große Erneuerung" der Wissenschaft durch die Empirie an. Die Parole hieß: "Man muss die Natur auf die Folterbank spannen, um ihr die Geheimnisse abzupressen." Der Bacons Lehre prägende Leitsatz "Wissen ist Macht" (*Scientia est potentia*) wird von ihm - in den Ödipus-Mythos verschlüsselt - exemplifiziert. Wie Ödipus durch sein Wissen das Rätsel der Sphinx gelöst hat und dadurch zum König von Theben geworden, also zur Macht gelangt ist, so kommt der Mensch als *artifex*, als "Techniker", "Technologe", an sein Ziel und erlangt, wenn er die Rätseln der Natur löst, eine doppelte Herrschaft, *imperium in naturam et imperium in homines*. Der politische Imperialismus hat hier im wissenschaftlichen, technologischen Imperialismus sein Pendant erhalten. Das eigentliche und letzte Ziel der "wahren naturwissenschaftlichen Philosophie" (*vera philosophia naturalis*) ist die Macht über alles, was mit der Natur zu tun hat (*res naturales*), über die Körper, die Heilmittel, die Maschinen und dgl. mehr.

"Die Rätsel der Sphinx sind im Allgemeinen zwei: die Rätsel über die Natur der Dinge und die Rätsel über die Natur des Menschen. Und ähnlich ergeben sich als Belohnung für ihre Lösung zwei Herrschaften: die Herrschaft über die Natur und die Herrschaft über den Menschen. Das eigentliche und letzte Ziel der wahren Naturphilosophie ist nämlich die Macht über alles, was mit der Natur zu tun hat, über Körper, Heilmittel, Maschinen u.v.m., mag auch die scholastische Wissenschaft, zufrieden mit dem Überkommenen und aufgeblasen durch ihre Disputationen, die realen Dinge und Werke vernachlässigen und fast mit den Füßen treten."

Aenigmatum autem Sphingis duo in universum sunt genera: aenigmata de natura rerum atque aenigmata de natura hominis: atque similiter in praemium solutionis sequuntur duo imperia: imperium in naturam et imperium in homines; verae enim philosophiae naturalis finis proprius et ultimus est imperium in res naturales, corpora, medicinas, mechanica, alia infinita, licet Schola, oblati contenta et sermonibus tumefacta, res et opera neglegat et fere proiciat.

De veterum sapientia 4,12

Bacon stellt sich dabei ganz bewusst in Opposition zu einer anderen seine Zeit beherrschenden Geistesform, zur Schola, zur Scholastik, die, wie er schreibt, mit überkommenen Denkinhalten zufrieden und sich durch bloße Disputationen aufblühend, die Dinge und Werke, also die Praxis, vernachlässigt, ja geradezu mit Füßen tritt. Da in der Hochscholastik der Philosoph Aristoteles, der geistige Enkel des Sokrates, eine nicht unbedeutende Rolle spielte, bringt Bacon seine *philosophia naturalis* gleichsam zur ganzen seit Sokrates entwickelten abendländischen *philosophia intellectualis* in Konfrontation. Längst hat man gesehen, dass sich hier erstmals jene Dichotomie zwischen den Naturwissenschaften und den Geisteswissenschaften ausgeprägt hat, die seitdem zunehmend die Welt des Denkens - nicht ohne wechselseitige Polemik - beherrscht und die Formel von den "zwei Kulturen" (C.B. Snow) ihren prägnanten Ausdruck erhalten hat.

Bacons Ideal eines *imperium in naturam* verwirklichte sich - getragen von Impulsen der griechischen Naturphilosophie (z.B. in der Physik von der Mechanik bis zur Atomlehre) - in den nachfolgenden Jahrhunderten immer mehr. Paradoxerweise glaubte man, die Legitimation für diesen Prozess aus der Bibel zu erhalten, die in der Genesis (I 26-31a) den „Herrschaftsauftrag“ des Menschen über die Natur formuliert hat.

„Wachset und mehret euch und erfüllt die Erde und macht sie euch untertan und herrscht über die Fische des Meeres und die Vögel des Himmels und über alle Lebewesen, die sich auf der Erde bewegen!“

Crescite et multiplicamini et replete terram et subicite eam et dominamini piscibus maris et volatilibus caeli et universis animalibus, quae moventur super terram!

Dieses *dominium terrae* der Bibel steht offensichtlich Bacons *imperium in naturam* sehr nahe; an seiner Durchsetzung beteiligten sich fortan alle angewandten Naturwissenschaften. Die Natur war uneingeschränkt und schutzlos dem totalen Zugriff des Menschen freigegeben. Die Freiheit der Forschung war grenzenlos. Es schlug die Stunde der Technologie. Sie wurde zum Garanten und Gradmesser des zivilisatorischen Fortschritts. 1793 konnte der Franzose Condorzet inmitten des von Terrorherrschaft heimgesuchten, blutriefenden Paris „die uneingeschränkteste Apotheose des Fortschritts“ (Erich Köhler, 1984) verfassen. Er spricht von den

Fortschritten des menschlichen Geistes, „die inskünftig von keiner Macht, die sie aufhalten wollte, mehr abhängig sind, die ihre Grenzen im zeitlichen Bestand des Planeten haben, auf den die Natur uns hat angewiesen sein lassen.“ Die Grenzen für die Naturwissenschaften setzt nach Condorzet einzig und allein das Ende der Erde.

Spät erst, im letzten Jahrhundert, erhielt dieser Fortschrittsoptimismus einen gehörigen Dämpfer. In den technischen Materialschlachten und Massenvernichtungen der Weltkriege, im Abwurf der Atombomben auf Hiroshima und Nagasaki legte sich über den Erfolg ein immer größeres Fragezeichen. Sein Geist hat den Menschen im 20. Jahrhundert, wie es der französische Philosoph Alain Finkielkraut (1998) ausdrückt, „zum rationalen Tier“ gemacht, so dass die „Vorstellung einer vom *animal rationale* vergessenen Menschlichkeit“ aufkam. Der Logos war hier den schlechten Weg gegangen.

Und als schließlich die Natur, unsere „Mutter Erde“, die zur „Stiefmutter Erde“ herabgestuft worden war, auf die immer heftigeren Aggressionen des Menschen reagierte und mit zunehmend schwereren Katastrophen zurückschlug, wuchs der Widerspruch einzelner gegen einen bedenkenlosen Forschergeist zum weltweiten Widerstand von Politik und Kirche. Prometheus, seit Urzeiten der Prototyp des Fortschrittmenschen, ungebändigt, wie von einer Künstlerin im Bild angedeutet, in die Zukunft drängend, begann, allmählich seine optimistischen Züge zu verlieren. Für den Kulturkritiker Horst Siebert (Von Prometheus zu Sisyphus, 1992) ist er Symbolfigur für einen Menschen geworden, der in seinem grenzenlosen Erfindergeist das eigene Menschengeschlecht auslöscht. Die Erkenntnis setzt sich deshalb zunehmend durch: Die Grenzen von Naturwissenschaften und Technologie liegen nicht im Objekt der Forschung, sondern erstehen ausschließlich im Subjekt des Forschers, also im Menschen.

Seit langem läuft ein nachhaltiger Prozess der Veränderung im Umgang mit der Geistesbegabung des Menschen. Gegenüber dem dominanten naturwissenschaftlichen Weltbild formiert sich allmählich ein Weltbild, das nicht von minderem Gewicht ist. Es ist, da grundsätzlich am Menschen orientiert, humanistisch geprägt. Die zweite Kultur, die *philosophia intellectualis* ist dabei, den Rückstand gegenüber der ersten, der *philosophia naturalis* aufzuholen – in der Präsentation eines ganzheitlichen Welt- und Lebensverständnisses, was auch ein neues Verhältnis zu Natur und Umwelt einschließt. Dieses humanistische Weltbild zu gestalten und ihm in Politik und Gesellschaft Durchschlagskraft zu geben, wird als Aufgabe aller geisteswissenschaftlichen Disziplinen, besonders der Theologie und der Philosophie begriffen. In der Tat fühlen sich letztere sehr stark in die Pflicht genommen.

Die Theologie hat die Deutung der Genesisstelle revidiert und den daraus abgeleiteten Herrschaftsauftrag relativiert; im Umkreis dieser Passage, so die heutige Deutung der Stelle, sei davon die Rede, dass Gott für die Erde sorgt und auf die Harmonie des Ganzen achtet, im Text selbst heißt es, dass Gott alles gut geheißen, gesegnet hat (*benedixit*) und dass am Ende alles, was Gott geschaffen hat, sehr gut war (*viditque Deus cuncta, quae fecit, et ecce erant valde bona*); daraus lasse sich folgern, dass der Mensch aufgrund seiner Gottesebenbildlichkeit (*imago et similitudo dei*), die hier dreimal angesprochen ist, in einer Art Funktionsanalogie auch einer Fürsorgepflicht für die Erde zu genügen habe – eben damit „alles gut ist“.

„Und Gott sagte: ‚Lasst uns den Menschen machen nach unserem Ebenbild und er soll herrschen über die Fische des Meeres und die Vögel des Himmels und über die Tiere und über die ganze Erde und alles Kriechtier, das sich auf der Erde bewegt.‘ Und Gott schuf den Menschen nach seinem Bild; nach dem Bild Gottes hat er jenen geschaffen; als Mann und Frau schuf er sie. Gesegnet hat jene Gott. Und so ist es geschehen. Und Gott sah alles, was er geschaffen hat, und siehe, es war gut.“

Et ait Deus: «Faciamus hominem ad imaginem et similitudinem nostram et praesit piscibus maris et volatilibus caeli et bestiis universaeque terrae omnique reptili, quod movetur in terra.» Et creavit Deus hominem ad imaginem suam; ad imaginem Dei creavit illum; masculinum et feminam creavit eos. Benedixit illis Deus [...] Et factum est ita. Viditque Deus cuncta, quae fecit, et ecce erant bona.

(Gen. 1,26-31a)

Zudem sei im selben Kontext kurz darauf (Gen. 2, 4b-25) ausdrücklich gesagt, dass der Mensch von Gott in das Paradies gestellt sei, damit er dieses „bearbeite und bewache“ (*ut operaretur et custodiret illum*).

Tulit ergo Dominus Deus hominem et posuit eum in paradiso voluptatis, ut operaretur et custodiret illum.

Der „Herrschaftsauftrag“ hat demnach im „Gärtnerauftrag“ an den Menschen die notwendige Begrenzung erhalten. Wer herrschen und dabei auch bewahren soll, hat Verantwortung zu tragen. Damit kommt schon in der Bibel, wie der Theologe Wilhelm Korff feststellt, dem Prinzip Verantwortung umweltethisch eine Schlüsselposition zu, und zwar verstanden als Verantwortung für die Umwelt, für die Natur. Das Schutzbedürfnis der „Mutter Erde“ wurde anerkannt.

Dieses Umdenken auf Seiten der Kirche hat auch einen anderen alten Text, den wohl schönsten des lateinischen Mittelalters, in den Vordergrund geschoben: Franz von Assisis „Sonnengesang“; in ihm, der zu Beginn des 13. Jhdts. geschaffen wurde, hat gewissermaßen die vorkopernikanische Vorstellung von der heiligen Mutter Erde plastische Anschauung erhalten. Dieser „Sonnengesang“ ist keineswegs ein Hymnus auf eine vergöttlichte Macht der Sonne, die über allem leuchtend steht, sie ist lediglich das sichtbarste Zeichen Gottes (*symbolum dei*), des höchsten und allmächtigen Herrn, der Lob, Ruhm, Ehre und Preis verdient.

„Höchster, allmächtiger, guter Herr,
dein sind Lob, Ruhm, Ehre und aller Preis;
dir allein sind sie geschuldet,
Und kein Mensch ist würdig, dich mit Namen zu nennen.

Gelobt seiest du, mein Herr, wegen aller Geschöpfe,
und besonders wegen unseres ehrbaren „Bruders Sonne“,
die es Tag werden lässt und uns leuchtet durch ihr Licht.
Schön ist sie und strahlend und von großem Glanz,
und sie trägt von dir, Herr, ein Zeichen an sich.

*Altissime, omnipotens, bone domine,
tuae sunt laudes, gloria, honor et omnis benedictio:
tibi soli referendae sunt,
et nullus homo dignus est te nominare.*

*Lauderis, domine meus, propter omnes creaturas tuas
et specialiter propter honorabilem fratrem nostrum Solem,
qui diescere facit et nos illuminat per lucem:
pulcher est et radians et magni splendoris*

et tui, domine, symbolum praefert [...]

In der Hierarchie der von Gott geschaffenen Kreaturen nimmt die Sonne deshalb die oberste Stelle ein; ihr kosmischer Rang ist ähnlich wie der in Kopernikus' „Hymnus“, doch das Verhältnis zum Menschen zeigt eine völlig andere Ausrichtung: die Rede ist von „Bruder Sonne“, „Schwester Mond“, „Bruder Wind“, „Schwester Wasser“, „Bruder Feuer“. Wenn die Erde als „Mutter“ apostrophiert wird, so ist ihr eine herausgehobene Position zugewiesen; sie ist die *creatura*, die den Menschen trägt, ihn mütterlich nährend erhält:

Gelobt sei mein Herr wegen unserer Mutter Erde,
die uns trägt und nährt und verschiedene Früchte hervorbringt
und buntfarbene Blumen und Kräuter.

*Laudetur dominus meus propter nostram matrem Terram,
quae nos sustentat et alit et producit varios fructus
et varicolores flores et herbas.*

Diese Mutter Erde ist unantastbar, sakrosankt; sie stellt für den Menschen zusammen mit anderen Geschöpfen nicht eine Umwelt, sondern eine Mitwelt dar. Insofern ist der Gedanke, dass sie des Schutzes bedürfe, dem Geist des Hymnus völlig fremd. Die Annahme einer Verwandtschaft aller Kreaturen bekommt ihren Sinn nur aus dem Blickwinkel des Menschen. Auf ihn als Bezugspunkt erscheint die Ordnung des Kosmos angelegt.

Das Weltbild, das uns hier entgegentritt, ist, so muss man folgern, humanistisch ausgelegt. Weil sich dieses Verständnis der Erde (*terra*) so ganz mit dem neu gesuchten Verhältnis des Menschen zur Natur in Einklang befindet, gilt Franziskus' „Sonnengesang“ heute als Manifest der Ehrfurcht vor der Schöpfung Gottes – was sich auch in konkreten kirchlichen Entscheidungen niedergeschlagen hat. In Italien wurde – direkt in Anlehnung an die Erdstrophe des „Sonnengesanges“ – die internationale „Vereinigung zur Erhaltung der Natur“ *TERRA MATER* gegründet, Papst Johannes Paul II hat 1992 den „Dichter“ des Hymnus, Franziskus, zum „Schutzpatron der Ökologie“ proklamiert.

Das umweltethische Engagement der Philosophie hat in unserer Zeit wohl in Hans Jonas, einem weithin anerkannten Denker, der gegen Ende des 20. Jhdts. starb, seinen Exponenten. Dieser setzt seine Kritik an der Wurzel der Entwicklung von Naturwissenschaft und Technologie an, nämlich an Francis Bacon und seiner Formel „Wissen ist Macht“. Jonas spricht von „der Katastrophengefahr des Baconischen Ideals der Herrschaft über die Natur durch die wissenschaftliche Technik“. Aus der prekären Situation, in die die Verwirklichung dieses Ideals die Welt gebracht hat, sei ein Weg nur dann zu finden, wenn es gelinge, „die Natur vor dem Menschen zu schützen“. Hans Jonas' Postulat heißt Verantwortung. „Unsere These ist, dass die neuen Arten und Abmaße des Handelns eine ihnen kommensurable Ethik der Voraussicht und Verantwortung erfordern.“

Nicht von ungefähr beginnt Jonas sein Buch „Prinzip Verantwortung“ (1980) „mit einer alten Stimme über des Menschen Macht und Tun, die in einem archetypischen Sinne selbst schon sozusagen eine technologische Note anschlägt – mit dem berühmten Chorlied aus Sophokles' Antigone“. Er übersetzt die monumentalen Eingangsverse so:

„Ungeheuer ist viel, und nichts
ungeheurer als der Mensch.“

Jonas gibt der Geistbegabung des Menschen – angesichts dessen, was sie in den zweieinhalb Jahrtausenden vollbracht hat, eine eher dunkle Schattierung. Dieser Rückgriff auf die Anfänge der europäischen Kulturgeschichte signalisiert, dass alle kreativen Potenzen, die in den Geisteswissenschaften stecken, für den Aufbau eines tauglichen Gegengewichts zum naturwissenschaftlichen Weltbild sozusagen mobil gemacht werden.

Es darf nicht verwundern, dass hier auch und gerade Sokrates, der Entdecker der Ethik, der erste Kritiker der Naturforscher, der Vertreter der „menschlichen Weisheit“, zu neuer Anerkennung und Wirkung gekommen ist. Seiner Verantwortungsethik, die er vorgelebt hat, kommt prägende Bedeutung zu für das, was man sich unter einem humanistischen Weltbild vorstellt. Peter Steinmetz, der Herausgeber des Buches „Das Erbe des Sokrates. Wissenschaftler im Dialog über die Befriedung der Welt“ (1986) gibt dafür eine Erklärung:

„Damit also das Erbe der Menschheit nicht verspielt wird, ist radikales, d.h. an die Wurzeln gehendes Denken gefragt, dessen abendländische Tradition rund zweieinhalb Jahrtausende zurückliegt und mit Sokrates ihren Anfang nahm, als dieser den bis dahin gültigen Bewusstseinsrahmen sprengte.“

Ob es heute mit Sokrates gelingt, „die Philosophie vom Himmel herabzuholen“, ist eine schwierige Frage. Zwingend geboten erscheint es; jedoch nicht bis zur letzten Konsequenz. Die Naturforschung zu diskreditieren, was Sokrates im Ansatz ja tat, verbietet allein schon die Notwendigkeit, dem Menschengeschlecht die biologische Existenzgrundlage mit Hilfe der Wissenschaft zu sichern. Der wissenschaftliche Erkenntnisdrang gegenüber der Natur ist an sich nichts Widernatürliches. Doch dass der bislang gültige Bewusstseinsrahmen – auf der Basis sokratischen Denkens – zu sprengen ist, steht außer Zweifel. Allerdings bedarf die Ethik der Verantwortung, die den Griechen ihre philosophische Grundlegung verdankt, heute einer elementaren Ergänzung.

Hans Jonas weist mit Nachdruck darauf hin: „Die traditionelle Ethik hatte es mit dem Hier und Jetzt zu tun“, das durch sie bestimmte „Handeln war keine Sache entfernter Planung“. Es fehlte die Zukunftsperspektive. Die Verantwortung für Natur und Mensch müsse aber unter den heutigen Umständen über die voraussichtliche eigene Lebensspanne hinausgehen, in jedem Falle also zukunftsbezogen sein. Deshalb stehen bei Jonas die Werte „Voraussicht und Verantwortung“ in einem engen Verbund.

Für Hans Jonas gelingt ohne die Rücksicht auf die Zukunft verantwortliches Handeln nicht – eine Einsicht, die sich in zugespitzter Form in seinem neuen kategorischen Imperativ verfestigt hat:

„Handle so, dass die Wirkungen deiner Handlungen verträglich sind mit der Permanenz echten menschlichen Lebens auf Erden!“

Offensichtlich ein bleibender Satz des vergangenen Jahrhunderts – sonst wäre er nicht in den Rang eines Briefmarken-Epigramms erhoben worden.

Übrigens ist Karl Popper zu dem gleichen Ergebnis gekommen; in seinem Buch „Alles Leben ist Problemlösen“ (1987) steht der lapidare Satz: „Wir sind jetzt verantwortlich für das, was in Zukunft geschieht.“ Feststeht, dass dem uralten „Prinzip Verantwortung“ in einem inhaltli-

chen und zeitlich neu definierten Wirkungsbereich heute wieder eine alles überragende Geltung zukommt.

Zudem wissen wir: Unter dem Eindruck der Bedrohung, die zunehmend von jenen durch die Kopernikanische Revolution freigesetzten wissenschaftlichen Mächten ausgehen kann, finden weltweit – in so genannten Ethikkommissionen, Umweltgremien u.ä. – Physiker, Chemiker, Bioenergetiker, Mediziner von der einen, Philosophen, Theologen, Anthropologen, Juristen von der anderen Seite zum Dialog zusammen. Sie suchen gemeinsam die offensichtlich in vielen Bereichen schwer bestimmbare Grenze zwischen dem guten und dem bösen Weg, der dem mit Klugheit begabten Menschen möglich ist. Sie suchen letztlich nach einem für Mensch und Natur verträglichen Kompromiss zwischen Freiheit und Verantwortung in der einschlägigen Forschung oder, um es mit Immanuel Kants Worten auszudrücken, „den gestirnten Himmel über mir“ mit „dem moralischen Gesetz in mir“ in Einklang zu bringen.

Hier baut man an der Brücke, über die Naturwissenschaften und Geisteswissenschaften zusammenkommen können. Sollte da über kurz oder lang die Versöhnung der „zwei Kulturen“ oder im Bild ausgedrückt: zwischen Kopernikus und Sokrates gelingen, wird man Generationen nach uns wahrscheinlich von einer weiteren „Wendung des Geistes“ sprechen, von einem neuen Wendepunkt in der Menschheitsgeschichte.

Literaturhinweise

- Auer, C.: Umweltethik. Ein theologischer Beitrag zur ökologischen Diskussion, Düsseldorf 1984.
- Bacon, F.: Weisheit der Alten (hg. von Rippel, P.), Frankfurt a. M. 1990.
- Blumenberg, H.: Kopernikus im Selbstverständnis der Neuzeit, Mainz 1965.
- Condorcet, I.: Entwurf einer historischen Darstellung des Fortschritts des menschlichen Geistes (hg. von Alff, W.), Frankfurt a. M. 1976.
- Dalfen, J.: Prometheus und das Prometheische. Eine Gestalt des antiken Mythos als Symbolfigur des europäischen Menschen. In: IANUS Nr. 20/1999, 5 ff.
- Döring, K.: Die Philosophie des Sokrates. In: Gymnasium 99 (1992), 1 ff.
- Finkielkraut, A.: Verlust der Menschlichkeit. Versuch über das 20. Jahrhundert, Stuttgart 1998.
- Gerlach, W.: Die kopernikanische Wende, München 1974.
- Hönl, H.: Griechisches Erbe und neuzeitliche Naturwissenschaft. In: Der Lebenswert des Griechischen (hg. von Gehring, H.), Karlsruhe 1973, 43-63.
- Jaeger, W.: Paideia, Bd. II, Berlin 1959.
- Jonas, H.: Das Prinzip Verantwortung. Versuch einer Ethik für die technologische Zivilisation, Frankfurt 1980.
- Kerschensteiner, J.: Socrates philosophiam devocavit e caelo. In: Festschrift für Franz Egermann, München 1980.
- Kerschensteiner, J.: Antike Gedanken zum Kulturfortschritt und seiner Ambivalenz. In: Werte der Antike (hg. von Hörmann, F.), München 1975, 26-53.
- Kesten, H.: Copernikus und seine Welt, Wien/Basel/München 1953.
- Korff, W.: Defizite einer Umweltethik. In: Unitas 1994, Heft 2, 31-38.
- Kreikenbaum, S.: Kopernikus - Auslöser einer geistesgeschichtlichen Revolution. In: Museion, Kulturmagazin 5/1999, 38. ff.
- Lahmer, K.: Das Verhältnis von Natur und Mensch in Antike und Gegenwart, Bamberg 1994.
- Lohfink, N.: "Macht euch die Erde untertan." In: Orientierung 38 (1974), 137-142.

- Maier, F.: Nikolaus Kopernikus. "Die Erde dreht sich um die Sonne". Die Kopernikanische Wende. In: Grundtexte Europas, Text und Kommentarband, Bamberg 1995.
- Maier, F.: Prometheisches Feuer - epimetheische Hoffnung? Die Herausforderung der geisteswissenschaftlichen Fächer, in: Zukunft der Antike, Bamberg 2000, 34 ff.
- Meier, Chr.: Athen. Ein Neubeginn der Weltgeschichte, Berlin 1977, 689 ff.
- Patzer, A.: Der historische Sokrates, Darmstadt 1987.
- Payne, R.: Der Triumph der Griechen, Stuttgart 1964, 353-376.
- Popper, K. R.: Alles Leben ist Problemlösen. Über Erkenntnis, Geschichte und Politik, München/Zürich 1994.
- Schröder, R.: Europa, was ist das?, in: Aktuelle Antike (hg. von Brodersen, K.), München 1999, 237-245.
- Steinmetz, R.: Das Erbe des Sokrates. Wissenschaftler im Dialog über die Befriedung der Welt, München 1986.
- Taplin, O.: Feuer vom Olymp. Die moderne Welt und die Kultur der Griechen, Hamburg 1991, 199 ff: "Solenner Sokrates".
- Weizsäcker, C. F. v.: Die Zeit drängt. Eine Weltversammlung der Christen für Gerechtigkeit, Frieden und Bewahrung der Schöpfung, München/Wien 1986.
- Whitney, C.: Francis Bacon. Die Begründung der Moderne, Frankfurt a. M. 1989.
- Zekl, H. G.: Nicolaus Copernikus. Das neue Weltbild, Hamburg 1990.

Hinweis in eigener Sache: Sondernummern

Derzeit sind noch folgende Sondernummern erhältlich. Es genügt die Überweisung des Betrages auf das Konto von Latein Forum. Bitte vergessen Sie dabei nicht die gewünschte Nummer und die Zustelladresse bekanntzugeben.

Latein Forum 34/35 (1998)



Kochen mit Apicius, 100 ausgewählte Rezepte aus dem alten Rom (Neue Übersetzung, Neuer Kommentar, Neue Vorschläge zur modernen Umsetzung (von Irene Schwarz)

€ 15.-- (inkl. Versand)

Latein Forum 47/48 (2002)



Persönlichkeiten der Römerzeit im heutigen Nord-, Ost- und Südtirol sowie im Trentino (Eine Auswahl) **Peter W. Haider**

22,30 (inkl. Versand)

Latein Forum Jubiläumsnummer 50/51 (2003)



- Roms sprechende Steine
- Eigenverantwortliches Lernen
- Kontrastive Grammatik
- Latein - Sprachen - Latein
- Latein und PR
- Antike im Internet
- Unterlagen für den Lektüreunterricht
- Chronik des Klosters Stams
- Historische Ethnographie
- Priesterkönig Johannes
- Fächerübergreifende Projekte
- Der schöne Schein
- Latein Forum Bibliothek

€ 15.-- (inkl. Versand)

Von der Natur zur Kultur und zurück: Ransmayrs Anti-Ovid¹

Karlheinz Töchterle

Als ich vor gut einem Jahrzehnt Ransmayrs *Die letzte Welt* in einem Seminar behandelte und einen Aufsatz dazu schrieb,² rechnete ich trotz der damaligen Euphorie um das Werk nicht unbedingt damit, dass seine Wirkung über längere Zeit anhalten würde. Ich habe mich offensichtlich getäuscht. Meine seinerzeitigen Vorbehalte möchte ich aber aufrecht erhalten und diesmal unter einer etwas abgeänderten Perspektive erneuern. Meine Kritik richtete sich damals vor allem auf das Missverhältnis von Stil und Pragmatik des Werkes einer- und seinen ‚Botschaften‘ andererseits. An Botschaften lassen sich nicht nur philosophisch-literarische wie die vom Verschwinden des Autors, von der Vorläufigkeit der Signifikanten oder von der prinzipiellen Gleichrangigkeit rationaler und mythischer Redeweise, sondern auch politisch-ökologische von der Fragwürdigkeit von Machtansprüchen oder vom drohenden Untergang der menschlichen Zivilisation aus dem Text vernehmen.³ Die erstgenannten Botschaften lassen sich zweifellos als reizvolle Realisierungen postmoderner Programme goutieren, aber schon die vom Verschwinden des Autors gerät etwa durch die forcierte Rhetorik des Textes, die dessen ‚Gemachtheit‘ (‚Poiesis‘) und damit dessen Emittenten, den ‚Rhetor‘ eben und den Poeten, ständig bewusst hält, in Schwierigkeiten. Vollends schrill aber wird die Diskrepanz, wenn das Ergebnis dieser Rhetorik, der elegante und ganz an klassischen Regeln orientierte Stil, aber auch das elegante Outfit des Buches und seine rasche Rezeption gerade im Establishment gegen den apokalyptischen Tenor des Textes gehalten werden.

Das ist vordergründig natürlich eine Kritik im Sinne Adornos,⁴ und dass Ransmayr mit der Figur des ‚Thies‘ Ausschwitz auch noch in seine Fiktion einschreibt, würde einen solchen Ansatz, auch wenn er manchen inzwischen schon ein wenig verstaubt scheint, zusätzlich legitimieren. Als Kriterium genügte jedoch das horazische *aptum* bzw. *decorum*, die ‚Stimmigkeit‘ also, dem Ovid jedenfalls, so meine seinerzeitige Behauptung, sowohl im engeren Textfeld seiner *Metamorphosen* als auch im weiteren ihrer Pragmatik oder, wenn man es altmodischer will, seiner Biographie zu entsprechen scheint, auch wenn das schon die antike Ovidkritik nicht immer so sehen wollte. Da trafen ihn nämlich ähnliche Vorwürfe, wie ich sie heute an Ransmayr richte, dass nämlich sein Stil zu ambitioniert, zu ‚rhetorisch‘ sei.⁵ Diese Stimmigkeit sah ich damals vor allem in der

¹ Der vorliegende Aufsatz wurde Anfang 2003 als Referat auf einem Kongress zu Ransmayrs ‚Die letzte Welt‘ am Institut d’Allemand d’Asnières der Université de Paris III Sorbonne Nouvelle vorgetragen und in den Kongressakten publiziert: Jaques Lajarrige (Hg.), *Lectures croisées de Christoph Ransmayr Le dernier des mondes*, Paris 2003, 33 – 42.

Der für Österreich eher entlegene Erscheinungsort scheint einen Wiederabdruck im ‚Latein-Forum‘ zu rechtfertigen, zumal eine der Anregungen für den Vergleich der Arachne-Darstellungen bei Ovid und Ransmayr aus dem Lateinunterricht entstammt (vgl. Anm. 14). Die Episode erlaubt sowohl bei Ovid wie bei Ransmayr Durchblicke auf die Konzepte der jeweiligen sie enthaltenden Werke und könnte damit eine brauchbare Basis zu deren Vorstellung und Deutung sein.

² Karlheinz TÖCHTERLE, ‚Spiel und Ernst - Ernst und Spiel. Ovid und ‚Die letzte Welt‘ von Christoph Ransmayr‘, in: *Antike und Abendland* 28, 1992, S. 95 - 106.

³ Vgl. die Zusammenfassung bei Thomas ANZ, ‚Spiel mit der Überlieferung. Aspekte der Postmoderne in Ransmayrs *Die letzte Welt*‘, in: Uwe WITTSTOCK (ed.), *Die Erfindung der Welt. Zum Werk von Christoph Ransmayr*, Frankfurt am Main, Fischer, 1997, 120 – 132.

⁴ Vgl. etwa Theodor W. ADORNO, ‚Kulturkritik und Gesellschaft‘, in: Theodor W. ADORNO, *Gesammelte Schriften, Bd. 10, 1: Kulturkritik und Gesellschaft*, Frankfurt am Main, Suhrkamp, 1997, S. 11 – 30.

⁵ Vgl. Wilfried STROH, *Ovid im Urteil der Nachwelt. Eine Testimoniensammlung*, Darmstadt, Wissenschaftliche Buchgesellschaft, 1969, S. 5 ff.

Relation zwischen der antiaugusteischen Tendenz der ovidischen Texte, auch und gerade der *Metamorphosen*, und seiner Relegation, einem zugegeben kontingenten, aber für die Nachfahren eben konsequenten Resümee seiner Vita. Diesmal will ich dieser Stimmigkeit beispielhaft innerhalb der Stilistik und der Poetologie der beiden Vergleichstexte, also der *Metamorphosen* und der *Letzten Welt* nachgehen.⁶

Bezeichnend für Ovids Stil ist ein Missverständnis, mit dem man einer Selbstaussage über seine poetische Produktion begegnete (*Trist.* 4, 10, 25 f.):

*Sponte sua carmen numeros veniebat ad aptos
et quod temptabam scribere versus erat.*

(Von selbst gelangte das Lied zu seinen passenden Metren,
und was immer ich zu schreiben versuchte, wurde ein Vers.)

Das hat man stets auf die Leichtigkeit dieser Produktion gemünzt, und man sah sich mit Blick auf die elegante Glätte seines Stils darin bestätigt. Nun ist diese Auffassung zwar durch eine fundierte Neuinterpretation der zitierten Stelle erschüttert und gezeigt worden, dass hier nicht die Produktion, sondern die Inspiration des Dichters im Mittelpunkt steht,⁷ gleichwohl kann man in diesem scheinbar mühelosen Dichten ein generelles ovidisches Prinzip verwirklicht sehen, das sich – oft zitiert – im Pygmalionmythos seiner *Metamorphosen* formuliert findet: „*ars adeo latet arte sua*“ („so sehr liegt die Kunst in der Kunst verborgen“, *Met.* 10, 252). Dass man dieses Prinzip fraglos auch auf die Wortkunst anwenden darf, bestätigt nicht nur eine entsprechende rhetorische Regel bei Quintilian (*Inst.* 1, 11, 3): „*nam si qua in his ars est dicentium, ea prima est ne ars esse videatur*“ („denn wenn es hierfür [nämlich für Mienenspiel u. ä.] eine Kunst der Redner braucht, dann ist jene die wichtigste, nicht als Kunst zu erscheinen“),⁸ auch die letztlich aus der darstellenden Kunst geholte Metaphorik vom angestregten Feilen einer schließlich geglätteten Oberfläche in der im augusteischen Rom so bedeutsamen alexandrinischen Poetik belegt es.⁹ Und vor allem entspricht Ovids Stilprinzip seiner immer wieder, vor allem in seinen Liebesgedichten¹⁰ geäußerten Präferenz einer kultivierten Natur. Die Bandbreite der Belege hierfür reicht von programmatischen Äußerungen wie (*Ars* 3, 121 – 4):

*Prisca iuvent alios. ego me nunc denique natum
Gratulor. haec aetas moribus apta meis,
... quia cultus adest nec nostros mansit in annos
Rusticitas priscis illa superstes avis.*

⁶ Anregungen lieferte hier vor allem Friedmann HARZER, *Erzählte Verwandlung. Eine Poetik epischer Metamorphosen* (Ovid - Kafka - Ransmayr), Tübingen, Niemeyer, 2000. Zur Poetologie der Metamorphosen vgl. Lothar SPAHLINGER, *Ars latet arte sua. Untersuchungen zur Poetologie in den Metamorphosen Ovids*, Stuttgart und Leipzig, Teubner, 1996 und seinen Rückblick S. 15 - 26; Anne Kathleen PERRY, *Another Reality. Metamorphosis and the Imagination in the Poetry of Ovid, Petrarch and Ronsard*, New York e. al., 1990, S. 17 - 78; Karl GALINSKY, „Ovid's Poetology in the Metamorphoses“, in: Werner SCHUBERT (ed.), *Ovid. Werk und Wirkung. Festgabe für Michael von Albrecht zum 65. Geburtstag*, Bern/Frankfurt/New York/Paris, Peter Lang, 1999, S. 305 – 314; Friedmann HARZER, *Ovid*, Stuttgart/Weimar, Metzler, 2002, S. 67 ff. passim.

⁷ Wilfried STROH, „Ein mißbrauchtes Distichon Ovids“, in: Michael VON ALBRECHT/Ernst ZINN (edd.), *Ovid*, Darmstadt, Wissenschaftliche Buchgesellschaft, 1968, S. 567 – 580.

⁸ Schon von KORN-EHWALD z. St. erwähnt.

⁹ Vgl. Walter WIMMEL, *Kallimachos in Rom. Die Nachfolge seines apologetischen Dichtens in der Augusteerzeit*, Wiesbaden, Steiner, 1960. Vgl. auch SPAHLINGER, S. 60.

¹⁰ Stellen bei STROH 1968, S. 580, Anm. 43.

(Die alten Zeiten mögen anderen gefallen. Ich beglückwünsche mich dazu, jetzt geboren zu sein. Diese Zeit passt zu meiner Art... weil jetzt Kultur herrscht und nicht bis in unsere Zeit herüber dauert das bäurische Wesen als Überbleibsel der alten Väter.)

bis zu Scherzen in der Art von *Met.* 1, 498, wo Apoll das natürlich herabwallende Haar Daphnes betrachtet und sich fragt: „*quid, si comantur?*“ („wie schön wäre es erst frisiert!“).

Diese Präferenz des *cultus* vor der *rusticitas* kann man auch vor dem Hintergrund der augusteischen Restaurationspolitik sehen, die mit der ‚guten alten Zeit‘ auch deren Schlichtheit, insbesondere die des altitalischen Bauerntums zum Ideal erhoben hatte und in die propagierte Wiederkehr der *aurea aetas* auch Wiederherstellung der fruchtbaren *Saturnia tellus* miteinschloss.¹¹ Das trafe sich mit Ransmayrs Gestaltung des Antiaugusteers Ovid, worin er einer gegenwärtig etwas abflauenden Denkrichtung in der Ovidphilologie folgte.¹² Allerdings bemüht Ransmayr diesen Gegensatz gerade nicht, vielmehr kehrt er ihn beinahe ins Gegenteil: Rom ist das Reich der Vernunft, des Fortschritts, der Zivilisation, die durch Ovids *Metamorphosen* kontaminierte Peripherie des Reiches im Osten ist gekennzeichnet durch Mythen, Rückständigkeit und Anheimfallen an eine alles zersetzende und überwuchernde Natur. Metamorphosen an sich sind nicht nur ein zyklischer Gegenentwurf gegen eine teleologisch auf einen Höhepunkt zulaufende Geschichte (wie man sie aus Vergils *Aeneis* herauslesen konnte),¹³ sie sind auch ein Gegenkonzept gegen die von jeglicher Machtinstanz angestrebte Stabilität, und in Tomi und Trachila beginnt dieses Konzept Gestalt anzunehmen, allerdings eben nicht in der optimistischen Form einer Dauer im Wandel, wie sie etwa in der Pythagorasrede, *Met.* 15, 165, anklingt: „*omnia mutantur, nihil interit*“ („alles wandelt sich, nichts aber vergeht“), sondern im Zeichen der Versteinerung und des Verfalls.

Diesem Verfall ist auch die Literatur ausgesetzt: Ovids Text lebt in der vergehenden Welt von Tomi nur noch einmal kurzzeitig auf, er führt ein flüchtiges Dasein im dortigen Karneval und in den Schaustellungen des Filmvorführers Cyparissus, verbirgt sich unter den Schneckenmänteln der Steinmale in Trachila, verliert sich in Traum- und Wahnbildern Cottas, in wehenden Stofffetzen, verschimmelt in Arachnes Teppichen, verschwindet mit Echo. Dieser Botschaft steht nun aber gerade Ransmayrs Rezeption selbst aufs Stärkste entgegen, sie stellt sich allein durch ihre Existenz vielmehr in die Reihe der Bestätigungen der abschließenden Prophezeiung Ovids vom Weiterleben in seinem Werk. Dieser generellen Unstimmigkeit entspricht die der poetologischen Mikrostruktur.

Das soll hier durch einem Vergleich der Arachne-Gestalt demonstriert werden, der schon bei Ovid - offensichtlich intendiert¹⁴ - hohe poetologische Aussagekraft zukommt.¹⁵

Arachne wird bei Ovid Opfer göttlicher Geltungssucht: Minerva will gelobt werden und jegliche Geringschätzung ihrer Göttlichkeit bestrafen (*Met.* 6, 3 f.). Als Opfer sucht sie sich Arachne, die durch den Ruhm ihrer Webkunst („*arte*“, V. 8) eine Konkurrentin für die Patronin des Handwerks selber darstellt. Berg- und Flussnymphen bewunderten nicht nur ihre Gewebe, sie schauten ihr auch gerne bei der Arbeit zu, ein deutlicher Hinweis auf den Reiz des „*poiein*“, des kreativen

¹¹ Explizit mit dem einstigen Reich des Saturn verbunden wird diese negativ konnotierte *rusticitas* *Her.* 4, 131 f. Die frevelnde Sprecherin (Phaedra) relativiert die Verbindung an sich nicht.

¹² Am prononciertesten vertritt Ovids Antiaugusteertum in den *Metamorphosen* Ulrich SCHMITZER, *Zeitgeschichte in Ovids Metamorphosen. Mythologische Dichtung unter politischem Anspruch*, Stuttgart, Teubner, 1990, mit einem Forschungsüberblick S. 14 – 19. Skeptisch neuerdings Allesandro BARCHIESI, *The Poet and the Prince: Ovid and Augustan Discourse*, Berkeley/Los Angeles, Univ. of Calif. Pr., 1997, oder auch Niklas HOLZBERG, *Ovid. Dichter und Werk*, München, Beck, 1997, S. 153 ff.

¹³ Vgl. Manfred FUHRMANN, „Mythos und Herrschaft in Christa Wolfs ‚Kassandra‘ und Christoph Ransmayrs ‚Die letzte Welt‘“, in: *Der altsprachliche Unterricht* 37, 2, S. 11 – 24.

¹⁴ Vgl. Marion LAUSBERG, „Archetypon tes idias poieseos. Zur Bildbeschreibung bei Ovid“, in: *Boreas* 5, 1982, S. 112 – 123. LAUSBERG zeigt dort, dass Ovid von Homerscholien angeregt sein konnte, in denen das Gewebe der Helena *Il.* 3, 125 ff., entsprechend gedeutet wird.

¹⁵ Vgl. SPAHLINGER, S. 62 ff.; HARZER 2000, S. 80 ff. Dort jeweils ältere Literatur. Anregend war für mich auch eine bei Anna CHRISTOPH entstandene Schülerinnenarbeit zu Arachne bei Ovid und Ransmayr von Monika WEISSENSTEINER.

künstlerischen Prozesses. Zugleich aber wird mit einer ersten kurzen Beschreibung dieses Prozesses schon ihre bevorstehende Verwandlung zur Spinne angedeutet und sogleich durch einen Frevel in Gang gesetzt: Sie fordert Minerva zum Wettstreit.

Diese warnt Arachne vergeblich in der Maske einer Greisin, gibt sich sodann zu erkennen, und man bereitet die Webstühle zum Wettkampf. Hier leistet sich Ovid eine recht ausführliche Beschreibung der Geräte und Materialien sowie der Webtechnik, was die meisten Kommentatoren etwas ratlos machte. Man könnte diese Breite mit dem erwähnten Behagen am „poiein“ und an der „ars“ in Beziehung setzen, zumal sie eine Beschreibung des Farbenspiels mit Hilfe eines Regenbogenvergleichs enthält, die deutlich rekursiv ist: Sie verweist in ihrer Feinheit auf das ebenso feine Gewebe.¹⁶ Der Regenbogen dient schon *Il.* 11, 27 f. zum Vergleich von Agamemnons Brustpanzer, ist also ein klassisches und spätestens seit Horaz, *Ars* 18 auch ein problematisches poetisches Sujet, das dieser zudem in einem vergleichbaren metaphorischen und poetologischen Kontext stellt: Der „*purpureus pannus*“ („Purpurlappen“, *Ars* 15 f.) geht voraus, das berühmte und geschichtsträchtige Postulat nach dem „*simplex ... et unum*“ („dem Einfachen und Einheitlichen“, *Ars* 23) folgt nach. Fast scheint es so, als habe Ovid sich hier der horazischen Provokation ganz konkret gestellt, und Spätere haben seinen Mut gewürdigt: Seneca zitiert Ovids Verse zum Beleg für das Farbenspiel des Regenbogens „*mira arte naturae*“ („in der wunderbaren Kunst der Natur“, *Nat.* 1, 3, 4) und imitiert die Stelle in seinem *Oedipus* (VV. 315 – 318).¹⁷

Minerva gestaltet in ihrem Gewebe einen Wettkampf im Wettkampf: Vor den symmetrisch thronenden Olympiern mit Iuppiter in der Mitte streitet sie mit Neptun um Athen. Er öffnet mit dem Dreizack eine Quelle (den Salzwasserbrunnen im Erechtheion), sie bringt mit ihrer Lanze einen Ölbaum zum Sprießen (den berühmten Ölbaum der Athene auf der Akropolis) und trägt den Sieg davon. Auch in die Ecken setzt sie, zur Warnung, „Wettkämpfe“ („*certamina*“, V. 85), jeweils von Menschen, die Götter herausforderten und durch Verwandlungen bestraft wurden. Das Ganze umrahmt sie „*sua arbore*“ („mit ihrem eigenen Baum“, V. 102, also mit Ölzweigen).

Arachne hingegen bildet Götter ab, die, vornehmlich in Tiergestalten, zahlreiche Frauen vergewaltigen. Umrandet wird die Szenenfülle mit einem „feinen Saum“ („*tenui ... limbo*“, V. 128) von Blumen in Efeuranken – schon dies ein implizites Lob im Sinne der alexandrinischen *leptotes* (der „feinen Eleganz“). Am Anfang und am Schluss spendet der Dichter dem Kunstwerk explizites Lob: höchste Naturtreue zeichne es aus (V. 104), sodass sogar eine Pallas und der Neid¹⁸ persönlich daran nichts aussetzen könnten (V. 129 f.). Dennoch ist die Göttin natürlich verärgert, zerreißt Arachnes Gewebe, schlägt sie mit dem Weberschiffchen und verwandelt sie, als sie sich erhängen will und damit die Zielrichtung ihrer Metamorphose selbst vorgibt, in eine Spinne.

Der poetologische Impetus der Stelle ist unbestritten, höchst umstritten aber ist dessen Zielrichtung. Im Sinne meiner bisherigen Überlegungen neige ich folgender Deutung zu:¹⁹ Minervas aus-

¹⁶ So auch BÖMER z. St. In diesem Kontext muss wohl auch das abschließende „*deducitur argumentum*“ („eine Geschichte wird gesponnen“, *Met.* 6, 69) poetologisch gedeutet werden. Ovid gebraucht es nämlich schon in seinem Proömium (*Met.* 1, 4) in der Nachfolge Vergils programmatisch, vgl. dazu Heinz HOFMANN, „Ovid's Metamorphoses: *carmen perpetuum*, *carmen deductum*“, in: *Papers of the Liverpool Latin Seminar* 5, 1985, 223 – 241.

Natürlich ruht die ganze Metamorphose auf der Metapher der „Spinne“, worauf m. W. erstmals Emilio PIANEZZOLA, *Elementi della tecnica poetica ovidiana*, Turin, Patron, 1973, ausführlicher eingegangen ist. Vgl. dazu jetzt HARZER 2000.

¹⁷ Eine andeutungsweise Rezeption des Vergleichs hat Ransmayr bei der Beschreibung des Ikarusbildes. „Es war ein Bild ... gewebt aus Fäden blauer, weißer und silbriger Farbschattierungen“ (S. 197; vgl. „*umbrae*“ im Vergleich Ovids, *Met.* 6, 62). Ransmayrs expliziter Regenbogenvergleich beim aufsteigenden Körperdunst der sich auf der vereisten Hafennole paarenden Prokne und Thies (S. 87) nimmt sich dagegen eigenartig aus.

¹⁸ Auch dieser steht ja oft in programmatischen Kontexten, am bedeutendsten ist hier sicher seine Personifikation in den Telchinen im Aitienprolog des Kallimachos. Aber auch Ovid selbst bemüht ihn mehrmals als Gegner seiner Werke.

¹⁹ Vgl. die Anregungen von BÖMER, S. 36 sowie die bereits oben erwähnte neuere Literatur zu Ovids Metapoetik. Dem mit dem Ästhetischen eng zusammenhängenden Politischen ist die Deutung SCHMITZER, S. 231 ff. verpflichtet. Er stützt sich seinerseits u. a. auf Jean Pierre NÉRAUDAU, „Les tapisseries de

gewogene, symmetrisch-zentrierte und statische Darstellung entspricht dem Stilideal der (augusteischen) Klassik, Arachnes sukzessiver, „nahezu hektisch“²⁰ angelegter Katalog göttlicher Schandtaten alexandrinischen Stilempfehlungen, denen auch die *Metamorphosen* selbst bis zu einem gewissen Grade sowohl strukturell wie inhaltlich folgen. Man kann in dem Gegensatz der beiden Gewebe auch den zu Ciceros Zeit aufgekommenen rhetorischen Antagonismus zwischen Attizismus, vertreten durch die Schutzgöttin Athens, Minerva, und Asianismus, vertreten durch die Lydierin Arachne, gespiegelt sehen. Und ohne große Mühe lässt sich die Geschichte natürlich auch dem Diskurs von der Autonomie des Künstlers gegenüber der Macht zuordnen, schon die „*augusta gravitate*“ („in erhabener Würde“, V. 73) thronenden Götter im Bild Minervas legen einen Aktualitätsbezug nahe. Zu warnen ist allerdings vor zu simplen Analogien und Gleichsetzungen, wie sie nicht selten getroffen wurden.²¹ Dazu ist sowohl das poetische Konzept der Metamorphosen als auch Ovids Verhältnis zur Politik des Augustus wohl zu komplex.

Die Vergewaltigungen der Götter können aber auch im Kontext der oben angezogenen Ablehnung der *rusticitas*, die bei Ovid oft gerade auch im erotischen Bereich angesiedelt ist, gelesen werden. Bisweilen tarnen sich die Herren ganz ausdrücklich als Hirten oder Bauern (V. 114 Iuppiter, V. 124 Phoebus als „*pastor*“ [„Hirte“]; V. 122: „*agrestis imagine Phoebus*“ [„Phöbus in der Gestalt eines Bauern“]), und ihre Verwandlungen in Stiere oder Hengste verweisen auf noch drastischere Weise auf den ländlichen Bereich. Überhaupt muss man die Sodomie als einen extremen Gegenpol zum von Ovid so massiv propagierten erotischen *cultus* konstatieren, und man kann, darüber hinausgehend, die naturhaften Schwängerungen insgesamt als ein mythisches, von der aufklärenden menschlichen Kulturarbeit überwundenes Frühstadium von Sexualität sehen. Zu dieser Aufklärung leistete Ovid vor allem durch seine Lehrgedichte einen wesentlichen Beitrag. Damit aber webt sich Arachne in dieses ovidische Konzept ein.

Gegenüber dieser ‚Stimmigkeit‘ der Arachne-Figur innerhalb engerer und weiterer ovidischer Kontexte in stilistischer wie inhaltlicher Hinsicht fällt Ransmayrs Figur ab, auch wenn man ihre generelle Funktion innerhalb der Erzählung wie auch einzelne Einfälle der Gestaltung durchaus goutieren kann.

Generell gehört sie wie andere Gestalten zum Personal, das aus Ovids Text in die Welt von Tomi versetzt wird, darüber hinaus aber zu den darin Ausgewählten, die als Überlieferungsträger für diesen Text fungieren. Sie ist taubstumm (Echo als ihre Dolmetscherin kann ebenfalls als reizvolles Konzept verbucht werden) und liest Nasos Geschichten von seinen Lippen ab, um sie in ihre Teppiche einzuweben. (Die motivische Parallele der stummen Philomela klingt an.) Das bei Ovid angestoßene Spiel von *texere* (weben) und *textus* (Gewebe, aber dann eben auch schriftlicher „Text“²²) wird hier also weitergeführt, das körperliche Gebrechen fließt vielleicht aus dem Detail der ovidischen Metamorphose: „*defluxere comae, cum quis et naris et aures*“ („es fallen die Haare ab und mit ihnen Nase und Ohren“, *Met.* 6, 141), die dünnen Glieder der Greisin und ihre „von der Gicht gekrümmten Finger“ (S. 192) erinnern an die „*exiles digiti*“ („die mageren Finger“) der zur Spinne Werdenden.²³ Das Spinnenartige ihrer Existenz klingt auch sonst bisweilen an, wenn sie etwa die Spiegelungen der Sonne im Wasser „mit weißer Seide und Silberfäden aus Cythera in ihre Teppiche einzuweben versuchte“ (S. 160), was sich mit den „fließenden, gleißenden Muster(n)“ der Sonne (natürlich) zu einem schönen Lautbild verdichtet.

231 ff. verpflichtet. Er stützt sich seinerseits u. a. auf Jean Pierre NÉRAUDAU, „Les tapisseries de Minerve et d'Arachne (Ovide, ‚Metamorphoses‘, VI, 70 – 128)“, in: *L'Information littéraire* 35, 1983, 83 – 89, sowie auf Gilles SAURON, „Discours symbolique et formes décoratives à Rome à l'époque augustéenne: Problèmes de méthode“, in: *Mélange d'Archéologie et d'Histoire de l'École Française de Rome* 94, 1982, S. 699 – 713.

²⁰ BÖMER, S. 36.

²¹ Einige erwähnt SPAHLINGER, S. 79 f. in Fußnote 61.

²² Ovid hat die Metapher auch sonst, etwa *Rem.* 12. *Textus* selbst als Metapher für „(sprachlichen) Text“ ist nach dem *Oxford Latin Dictionary* s. v. erstmals bei Quintilian, *Inst.* 9, 4, 13 belegt.

²³ So WEISSENSTEINER a. O.

Arachne hat bei Ransmayr überhaupt eine gewisse Affinität zum Meer, schon als schiffbrüchig Gestrandete, dann auch, wenn sie mit Hilfe Echos eine vorerst rätselhafte Gelbfärbung des Meeres mit herbeigewehtem Blütenstaub von Pinien erklärt (S. 120 f., m. E. ein ganz verlorenes Motiv, höchstens als Mosaikstein zum Thema „Erwärmung“ und „Umweltzerstörung“ deutbar, zumal gleich danach ein vielleicht dadurch verursachtes Fischsterben angedeutet ist).

Unstimmiger wird Ransmayrs Gestaltung – gerade im Hinblick auf die ovidischen Qualitäten in diesen Bereichen – bereits, wenn sie auf die Verbildlichung von Arachnes Tätigkeit zielt. So wird ihr Webrahmen im Vergleich Echos „ein von Kettfäden vergittertes Fenster in eine grellbunte, lautlose Welt“ (S. 155). Das wirkt gekünstelt, das Tertium eines Gefängnisses hat keinerlei Rückhalt im sonstigen Profil der Figur. Ähnliches kann am impliziten Vergleich des Webens mit dem Harfenspiel ausgesetzt werden (Arachne greift „in diese Fäden wie in Saiten“, S. 192): das ist nicht nur entbehrlich, es ist – in einem ganz wörtlichen Sinn – einfach ‚schief‘, weil die entsprechenden Bewegungen völlig unvergleichbar sind.

Die Hinweise auf derart aufgesetzten Schmuck (die Beispiele ließen sich vermehren) leiten über zum grundsätzlichen Einwand, der wieder auf die generelle ‚Botschaft‘ zurückführt. Denn auch Arachnes Kunst ist eingebunden in die vom Verschwinden des Autors, vom Verfall der Kultur und vom Endsieg der Natur.

Ihre Teppiche faszinieren zwar Cotta, und ihre „Ornamente und Gestalten“ verfolgen ihn in seinen Fieberträumen (S. 98, ein Parallelmotiv zu seinen sonstigen Träumen und Halluzinationen ovidischer Gestalten), aber den übrigen Bewohnern Tomis gelten sie wenig, sie dienen als Behang vor bröckelndem Putz und als Schutz vor zugigen Wänden. Andererseits erfüllen sie deren Bilder mit Fernweh nach einer ähnlich schönen Welt, die sie in ihrer Umgebung nicht (mehr) finden. Aber auch Arachne selbst misst ihnen wenig Wert bei, dafür Erlöstes verschimmelt oder verläuft sich, und eine große Anzahl an Rollen vermodert in einer dunklen Kammer.

Das steht vordergründig in Kontrast zu ihren Inhalten, die Cotta nach Informationen über Nasos Werk durchmustert. Sie zeigen die „mäandrischen Windungen der Flußläufe“ (soll die Redundanz den Reichtum der Darstellung abbilden?), „Uferwiesen,.. Urwälder und Steppen“, „Scharen jagender, äsender, flüchtender oder schlafender Tiere“, aber keine Menschen (S. 191). Zweimal fällt das Schlüsselwort vom „Paradies“ (S. 191 und S. 196), dessen Himmel hauptsächlich von Vögeln erfüllt ist. Nur in einer Andeutung taucht auch der Mensch auf, vorbereitet durch die Sehnsucht nach dem Fliegen, das alle Wesen auf den Webereien erfasst zu haben scheint: Ganz in der Ferne verschwinden „zwei graue Schwingen wie die Arme eines Ertrinkenden im Wasser“ (S. 197). Den Namen „Icarus“ lässt Arachne aus ihren Fingerzeichen „auffliegen“ (S. 197), Cotta versteht ihn nicht. Wir meinen zu verstehen: Der Mensch hat sich mit seinem Fortschrittswahn aus dem Paradies eliminiert. Wieder landen wir also bei der unschönen Botschaft von der „Letzten Welt“, die uns der Autor in berückend schöner Sprache vorzuführen sucht. Und dieser Diskrepanz kann dieser Text nicht entgehen.

Licht in der Höhle. Ein Rezeptionsversuch zum platonischen Höhlengleichnis

Walter Mader

In den Schuljahren 2002/3 und 2003/4 wurde am Akademischen Gymnasium Innsbruck (AGI) ein Projekt mit dem Arbeitstitel LICHTBLICKE durchgeführt. Eine aus 15 Schülerinnen und Schülern zusammengesetzte, von drei AGI-Lehrern betreute, von Verf. geleitete Theatergruppe konstituierte sich, um im Rahmen eines

- **schulverbindenden**, d.h. Lernende, Lehrende und Eltern einbindenden
- **schülerverbindenden** – die 15 Teilnehmer(innen) stamm(t)en aus verschiedenen Klassen der Jahrgangsstufen 10, 11 und 12 -
- **fächerübergreifenden** – d.h. verschiedene Unterrichtsfächer, wie Bildnerische Erziehung, Deutsch, Ethik, Geschichte und Sozialkunde, Griechisch, Latein, Musikerziehung, einbeziehenden und verschiedene Bildungswege (humanistisch, neusprachlich, bilingual) zusammenführenden
- kognitiv, affektiv **und** psychomotorisch orientierten, daher
- verschiedene **Unterrichtsformen und -methoden** zulassenden
- **persönlichkeitsbildenden**
- **kreativen** bzw. kreativitätsfördernden
- **standortbezogenen** (Bezeichnung *Akademisches* (!) Gymnasium)
- **niveauvollen**
- **öffentlichkeitswirksamen/PR-fördernden/Corporate-identity-stiftenden**
- **EINLEUCHTENDEN**

Projekts das platonische Höhlengleichnis **szenisch** umzusetzen.

Ausgegangen wurde von folgenden Leitfragen:

- Wie **aktuell** ist Platon?
- Wie könnten Gedanken eines der **größten Weisen** der Menschheitsgeschichte **umgesetzt** und **nutzbar** gemacht werden, ohne dass der Eindruck **schulmeisternder Besserwisserei** entsteht?
- Wo liegt das Kernstück der Lehre Platons, das gleichzeitig **repräsentabel** (d.h. dem Philosophen gerecht wird) **und präsentabel** (d.h. von allgemeinem Interesse) ist?
- Wie lassen sich **Ernsthaftigkeit** der Aussage mit **lustvollem Hör- und Seh-Erleben** verbinden?
- Welche Form der Umsetzung **spricht** Projektteilnehmer/innen ebenso **an** wie das Zielpublikum, die Gesellschaft von heute?
- Eignet sich Platon gleichsam als „**ethischer Knigge für Manager**“? (Etwa in dem Sinn, dass aus dem Erkennen von Schattenseiten unserer Welt „seelische/ethische Wellness“ erzielt würde?)

Nächste Schritte waren

- die Annäherung an die antike Textvorlage durch Erarbeiten der wesentlichen **Aussage(n)**,
- der **Transfer** der gewonnenen Erkenntnisse auf Situationen/Phänomene der **heutigen Welt**, schließlich
- die Erstellung eines **Skripts**, d.h. einer spielbaren Textvorlage:
 - Nach mehreren Reflexionsphasen einigte man sich auf eine Rezeption des (immerhin 2400 Jahre alten) (Ur-)Modells in **satirischer Ausgestaltung**; es erschien in puncto Akzeptanz zielführender, mit Thalia, der Muse der Komödie, „lachend die Wahrheit zu sagen“ (à la Horaz' *ridentem dicere verum*), und zwar in einer Form von Kabarett, Persiflage, Sketch, Conference (nach dem „klassischen“ Muster von Karl Farkas), als etwa die ernste Muse Melpomene hierfür zu „bemühen“.
 - durch gänzlich **neue** (d.h. Platon transzendierende) **Komposition** einzelner (insges. sechs) Szenentexte,
 - durch entsprechende **Adaptierung** von (fünf retro- bzw. prospektiven) Doppelconferenzen in Partnerarbeit bzw. in kleinen Arbeitsgruppen bzw. im Plenum aller Beteiligten – je nach Arbeitsfortschritt;
- die Zuteilung und Einstudierung der Rollen,
- intensive Probenarbeit (*off* und *on stage*),
- Inszenierung einer vorführungsreifen Bühnenproduktion (inkl. Kostüm, Maske, Beleuchtung, Ton, musikal. Umrahmung, Requisiten, Werbung etc.).

Ergebnis:

EIN-LEUCHTEN

Aktionen
Powered by Platon

- ist das Werk vieler gemeinsamer Stunden, in denen alle Mitwirkenden Höhen und Tiefen kreativen Tuns erfahren sollten,
- eine Sequenz von Texten, auf der Grundlage des platonischen **Höhlengleichnisses von den mitwirkenden Schülerinnen und Schülern selbst verfasst**,
- gleichzeitig der – wie es scheint – **erste** Versuch seiner Rezeption in szenischer Form.

In einer Folge von **sechs** sketchartigen, mehr oder weniger klamaukigen **Szenen** mit jeweils eingeschobenen **Doppelconferenzen** werden Schatten und Schein unserer heutigen Welt – sei es im Glauben, in der Moral, im Gefühl, im gesellschaftlichen Umgang oder auf der Suche nach (Lebens-)Sinn - ins Visier genommen.

Warum gerade das Höhlengleichnis?

Das Höhlengleichnis nimmt im Schaffen Platons eine zentrale Stellung ein und ist (neben der Atlantiserzählung) wohl der berühmteste „platonische Mythos“, in dem sich das gesamte (Riesen-)Euvre des antiken Weisen spiegelt.

Das Gleichnis zeigt Menschen, die von Kindheit an in gefesseltem Zustand in einer Höhle leben und nichts anderes kennen als sich bewegende, Laute bzw. Töne erzeugende Schatten von Gegenständen, die durch das Licht eines Feuers an die gegenüberliegende Wand geworfen werden. Das ist die von ihnen als einzige Realität erlebte, „ihre“ Welt. Der Vergleich mit der Situation in einem modernen Kinosaal bietet sich an.

Erst wenn EINER – Platon sagt über ihn nichts Genaueres – die Fesseln löst und den so Befreiten zwingt, sich umzudrehen, gegen das Feuer zu blicken und bei Gegenlicht den

beschwerlichen, bisweilen gar schmerzlichen Aufstieg zum Höhlenausgang und – dann – in die sonnenbeherrschte „Oberwelt“ zu nehmen, kann dem nunmehr Erleuchteten sein ehemaliges Dasein in einer Schattenbilder- und Scheinwelt bewusst werden. Dieses Bewusstwerden kann wie das Emporsteigen aus dem Höhleninnern nur schrittweise erfolgen. Auch in der Oberwelt, der wahren Welt, für Platon: der Welt der Ideen, wird das Anschauen der Sonne und damit das Erkennen der höchsten Idee, der Idee des Guten/Schönen, erst in letzter Stufe möglich.

Wer die Textvorlage von Platon kennt und von einem **Stück** hört, das die platonische Höhle zum Thema nimmt, **erwartet** vermutlich ebenfalls einen abgedunkelten Raum mit obskuren Gefangenen, die zeit ihres Lebens eben nur geradeaus auf eine gegenüberliegende Wand stieren können, wo sie Schatten, nichts anderes, wahrnehmen – Schatten, die sie, die Höhlenwesen, die Troglodyten, für die einzige Realität halten, ohne deren Ursache - ein fernes Feuer, das verschiedenste vorbeigetragene Gegenstände anstrahlt und entsprechend projiziert - zu erkennen.

Im Rahmen einer Befreiungsaktion zwingt dann, wie ebenso zu erwarten **wäre**, ein Einzelner einen der Höhlen-Eingeborenen aus dem ihm vertrauten Dunkel unter Drängen und Drücken ans Tageslicht der Oberwelt hinauf, wo ihm peu à peu die Beschränktheit seines ehemaligen Schattenwelt-Daseins EINLEUCHTET, bis er schlussendlich gar den Blick zur Sonne tut und damit die Erkenntnis des Höchsten erfährt.

NICHTS

von all diesem ist in EIN-LEUCHTEN – optisch unmittelbar – zu sehen, abgesehen freilich von einem Schauen im platonischen Sinn, will heißen: ein Sehen mit dem geistigen Auge! Das Stück EIN-LEUCHTEN will **an-** und **be-**LEUCHTEN, und zwar Schatten **unserer** Welt, die mitunter gar nicht oder zu wenig als solche erkannt werden: Kennen doch alle jene Moral, jene Art von Glauben, jene Gefühle, Lebensziele oder Ideale (die eigentlich – bei bewusstem HinLEUCHTEN nur Schein, Lüge, Täuschung sind) oder jene Autoritäten, die sich als bloße Scheinautoritäten entpuppen. Wie bei Filmdreharbeiten das Set mittels Hochleistungslampen erhellt wird, so sollen ein paar Nischen unserer Lebenswelt ausgeLEUCHTET werden. Bis schließlich das angepeilte EIN-LEUCHTEN erfolgen kann!

Die Szenen

Jede Szene beLEUCHTET ein schattenhaftes Phänomen unserer Welt. Auch in der Pointe bzw. pointierten Wendung am Ende **jeder** Szene wird durch den - so betonten - Kontrast Dunkel - Hell, Schwarz – Weiß, Schein – Wirklichkeit der „Höhlen-Symbolik“ (mit ihrem Aufstieg zur Welt des Lichts, der Wahrheit, der Erkenntnis) entsprochen.

Szene 1:

„Advent, Advent – ein Lichtlein brennt“ ↔ „Schatten“: **Scheingefühl(e), Scheinheiligkeit**



Conference 1

Szene 2:

„Hellschauen“ ↔ „Schatten“: **Scheinglaube, Pseudoreligion**



Conference 2

Szene 3:

„Hausmänner“ ↔ „Schatten“: **Scheinziele, Lebenslüge(n)**



Conference 3

Szene 4: „Politiker“	↔	„Schatten“: Scheinmoral
▶	Conference 4	
Szene 5: „Polizisten“	↔	„Schatten“: Scheinautorität(en)
▶	Conference 5	
Szene 6: „Flirthöhle“	↔	„Schatten“: Scheinideal(e)
	(ENDE)	

Die im Folgenden angeschlossenen Texte wurden verfasst von Christoph Anreiter, Julia Bachmann, Johann Blauth, Anci Fedesin, Andrea Födisch, Victoria Gabriel, Johannes Hickel, Tobias Kilga, Walter Mader, Walter Plörer, Nora Pümpel, Alice Radl, Christine Ransmayr, Lisa Stockinger, Martin Vogel; überarbeitet von Walter Mader. Die Original-Zitate in Szene 6 (Übs. F.Schleiermacher) wurden Platons „Politeia“ entnommen.

Szene 1

>>ADVENT, ADVENT – EIN LICHTLEIN BRENNT<<

Personen: H - Oma Hilde
G - Tante Gerti
E1 - 1. Enkel
E2 - 2. Enkel

Im weihnachtlichen Wohnzimmer Oma Hilde - es läutet an der Tür

H: Hallo Gertrud! Nur hereinspaziert! Jetzt steasch genau unterm Mistelzweig, aba küssen muasch mi nit!

G: Jo griäß di, Hilde! I bin a bissl zu spät, aba woasch eh, der Weihnachtsstress. I woar grad beim Palmers und hab für mein Kurti Angora-Unterhosen kauft im 6 er Pack, im Weihnachtssonderangebot – woasst eh, wie in da Fernsehwerbung: „Damit richtige Männer unter dem Baum nicht frieren“ - der werd' si frein!

H: Bin i froh, dass i scho fast alle Gschenke beinander hab! Kimm eini in die guate Stubn!

Oma Hilde und Tante Gerti gehen ins Wohnzimmer; Tante Gerti legt Haube und Mantel ab.

G: Na sooo a schena Kranz. Wo haschn deeen aufklaubt? A guate Hand fia an scheenen Zimmerschmuck, der net teier sein muass, host immer scho g'habt, Hilde!

H: Den hab i scho im Frühherbst beim Eduscho kafft. A nett's Kombiangebot fia Schlaue. Im Doppelpack - zwoa Kränz und zwoa Kilo Kaffee. Aba setz di amol hin. Magscht sicher an Tee und a paar Kekseln?

G: Ma ja, gern! Du - und was tuast eigentlich mit'n zweiten Adventkranz? Oma Hilde schenkt Tee in eine Tasse.

H: Aah, der – den hob'n meine Enkerln - vernichtet- na ja, anzundn hobn's ihn, de Fratzn. Woaßt eh, wie die Kinder so san. Do san Keks – greif zua!

G: Jo, jo – viel hinmochn tuan de Kinda scho. - Boaaa, so viele verschiedene Sortn! Hasch de alle selba gmacht?

H: Ja, was tuat ma nit alles fia a nette Weihnachtsatmosphäre.

G: Is jo aa sooo nett. Die lautlosen Schneeflockn tanzen vorm Fenster, in da warmen Stub'n knistert das Feuer, in da Dämmerung brennen die Adventkerzen und die Kinder schreiben mit leuchtenden Augen ihre Briefe ans Christkind. - Du - was tuan denn deine Enkerln grad?

H: De san im Zimmer – spieln tuans.

G: Ah, guat! Du, was sich manche Kinder heizutag alles zu Weihnachten wünschen! Friaga woan sie scho mit an Paarl Handschuh z'friedn - aba heit muass es ja glei a riesiges Barbiehaus und a Plejstejschn sein! Und wehe, wenn sie nit alles kriagn!

H: Ja ja, die Kinder! Alle Leit übertreibens heizutag und der Sinn vom Fest.....!

Zwei Enkel kommen ins Wohnzimmer. RED BULL, Handy (Spiel!)

E1: Boa geil – Keksln (nimmt ein Keks aus dem Teller).

G: Ja, griäß Gott! Eich hob i aber scho lang nimma gsegn. Habt's scho ganz viereckate Äugln, weard's scho wie alle Kinder die ganze Zeit vorm „Fernsender“ sitzn. Seids ja boade ganz blass, geht's außi in die guate Winterluft - a bissl spieln.

E2: Ja Tante Gerti - soll ma vielleicht unsere PC´s im Garten im Schnee aufbaun?

H: Begrüßt's amal die Tante Gertrud! Was san denn des für Sitten? Bei uns friaga wär des nit gangen - einakemmen und essen ohne griäßn!

E1: Peace - Oma! Cool down and relax!

G: Was isch'n jetzt scho wieder mit die Kekse?

E1: Salve Tante Gerti. Sein scho guat de Omakeks. Aber warum gibt's de nur im Dezember?

G: Wegen der Vorfred auf's Lichterfest - wo ma scho die Glöckerln vom Schlitten des Weihnachtsmannes im tief verschneiten Tannenwald ...

E2: Ah – Weihnachtsmänner – des san die ins rote Gwandl einigsteckten Arbeitslosen, mit die dummen Zipflhaubn am Schädl und da Wattn um die Pappn, die in de mega Kaufhäuser so würdig umahatschn - wie da Papst - und die die Zuckerln aus eanan Sack lieber selber fressn, als sie an die Kinder zu verfüttern, de von dem ewigen „Stille Nacht“ Gedusel aus tausend Lautsprecher eh scho deppert im Hirn san.

H: Gertrude – was soll ma zu solche Kinder sogn – koan Sinn hobn's für diese stillste Zeit im Jahr, wo die Bratäpfel am Ofen duften und die Krippn aufgestellt wird, wo ma a a Stückl Bethlehem in da guatn Stubn ...

E1: Super, Oma - des mit Bethlehem is guat, da falln ma die israelischn Panzer ein, die die feindlichen Kinder oafach abknalln, wenn sie Stoana werfn; und die andern san a a Hit, die mit eanane Bombn uman Bauch in die Buss' mit israelische Kinder einsteign.

H: Jetzt reichs aba – wollt's uns den ganzn schönen Weihnachtsfrieden verderbn – Fratzn – für euch gibt's koane Keks mehr, wenn nit glei a Ruah is mit dem Bledsinn!

G: Ja, Kinder, aber wie's Christkindl auf d' Welt kommen is – war's halt no schener, ruhiger, viel mehr Frieden.

- E2:** Tante Gerti – sag amal - kann des sein, dass du in der Schul' grad nit da warsch - damals – wia's den Bethlehemitischen Kindermord durchgnommen habn?
H: Mia hob'n gnuu von eure Frechheiten. Raus sag i, i hob euch gwarnt!
G: Reg di nit so auf, san do no Kinder, die des alles nit so wissen können, wia mir zwoa! - Was wünschen sich denn unsere Oberschlauen heuer vom Christkind? Oder habt's eh schon alles?
E1: Na - i brauchert dringend an größern Schirm.
E2: I wünsch' ma a lässige Tastatur und a geile kabellose Maus.
G: Reg die nit auf, san eh ganz nette Enkerln. Bescheiden san's ja auch. De ane will nur so a kloan's Haustier, was net viel frisst, und die andere is a ganz praktische Person, de will nur an neichen Regenschutz.

Conference 1

Personen: MC – Marie-Christine
S - Steve

- MC** (im Buch lesend): Ah, Steve!
S: (schon halb an MC vorbeigeschlurft, langsam sich umwendend): Hmmm...?
MC: Du kommst wohl grade vom Training ... siehst ziemlich müde aus?? Was suchst du denn?
S: Verdammt... das gibt's ja nicht... Kopfhörer, hab' sie verloren... Schmarrn... Verflucht finster in dieser Bruchbude... (wühlt bedächtig in seiner riesigen Sporttasche)
MC: (Dozierend) Man könnte es versuchsweise mit mehr Licht probieren.
S: Meine Kopfhörer... unmöglich, nichts zu finden hier drinnen... (wühlt weiter)
MC: Halt einmal diese Bücher ... (reicht sie ihm)
S: (nimmt sie eher desinteressiert entgegen, mustert sie befremdet)
MC: Die dunkle Höhle erleuchtet!!!!
S: Was is'n das? Wir haben doch nichts ...
MC: Haben wir doch! Darüber, über dieses überaus unterhaltsame philosophische Werk werden wir beide ein Referat halten!! Und zwar schon nächsten Donnerstag!!
S: (liest) Plaaadoon Poolitaia ??
MC: Platons Staat, du kleines Sprachgenie
S: Ahhhh... der! Weiß schon (dämmliches Grinsen) ... alles Schwuchteln, diese Herren Platoniker ...
MC: Steeeve,.... Du hast ja wirklich keine Ahnung , wer dieser Platon eigentlich war. Er war doch einer der berühmtesten Philosophen seiner Zeit. Rein was den Bekanntheitsgrad betrifft, war er eine Mischung aus Michael Jordan und Arnold Schwarzenegger. Und weißt du warum? Er legte zwar viel Wert auf die gymnastische Ausbildung seiner Anhänger, aber darüber hinaus schrieb er viele interessante philosophische Werke. Naja, damals waren Männer eben auch noch intelligent ... und kreativ ...!!
S: Boh.. genau... (sieht auf seine Uhr)... Mein Creatin... muss ich jetzt nehmen.. (wühlt)

- MC:** Steve, hast du schon mal vom Höhlengleichnis gehört. Wir müssen das platonische Höhlengleichnis nämlich so erklären, dass es auch der Dümme in unserer Klasse kapiert!
S: Letzten Sommer ... da war ich mit meiner Familie in einer ... Höhle. ... Da ist es dunkel ... und von oben ... tropft's.
MC: Ich seh' schon, ... das wird eine Weile dauern. Du kommst jetzt zu mir mit nach Hause, wo ich dir dann mit ein paar Beispielen zu erklären versuchen werde, worum es dem Platon in seinem Höhlengleichnis geht.
S: Geht nicht ... Konditionstraining ...
MC: Konditionstraining ... weißt du was, du unterbelichteter Macho! Jetzt veranstalten wir zur Abwechslung ein geistiges Konditionstraining. Damit das in dein dunkles Sportlerhirn vordringt: Wenn du dieses Sportstipendium, von dem du immer faselst, bekommen willst, musst du in allen, wohlgemerkt (buchstabiert) A-L-L-E-N Fächern positiv sein. Auch in Philosophie!!! Menschenfreundlich und gutmütig, wie ich es nun einmal bin, opfere ich mich auf, um mit dir zu referieren. Also, wirst du jetzt schön brav zu mir mitkommen, ok?
S: Ahh, zu dir ... (packt seine Tasche)
MC: Gut so, dann wollen wir einmal unserem sportlichen, gut aussehenden, durchtrainierten, muskelbepackten, total vertrottelten Höhlenmenschen ein kleines Lichtlein anzünden ...

Szene 2 >>HELLSEHEN<<

Personen: T – Tilly Rogers
E – Eppi(nger)
A – Anton
K – Kuni
M – Kunis Mann

- E:** Guten Abend, meine verehrten Zuseherinnen und Zuseher! Wieder einmal ist es so weit: Zum 47. Mal geht heute die ASTRALIA, unsere beliebte Astro-Show, auf Sendung. Frau Tilly Rogers wird auch heute wieder, hier, jetzt und live für Sie in die Sterne blicken! Und hier ist sie - unsere einzigartige, wundervolle, wunderhübsche, wunderartige, wunderfull^e Tilly Rogers!
Tilly stakt heran, gibt sich exalziert
T: Liebe Astrofreunde, ich freue mich, Sie wiederzusehen, und wünsche Ihnen allen einen sternenreichen Abend - mit mir! Der ganze Abend – er wird für Sie wie ein einziger Stern, ein Abendstern, und Sie dürfen an seiner astralen Kraft schnuppern, Sie, als meine Stern-Schnupperer (lacht hysterisch über ihren Witz).
E: Bravo, Tilly, bravo! Das ist sie, unsere aber- äh! über-witzige Tilly!
T: Auch heute wieder werden Sie Zeugen meiner Hellsheerkunst, wenn ich Ihnen die geheimsten und geheimnisvollsten Wahrheiten über Sie, die Sie selber noch nicht einmal kennen, offenbaren werde.
E: Das ist mega! Wird das wieder spannend! – Da sollten wir einfach gleich beginnen – oder wie der Studierende sagt: gehen wir media in rebus! - Also los!

- T:** Der Astro-Spot wird uns die Kandidatin/den Kandidaten bei Ihnen, liebes Publikum, aufspüren. Astro-Spot an!
Gefunden!!! Wie schön!
- E:** Großartig! Unser erster heutiger Kandidat! Kommen Sie bitte zu uns auf die Bühne! Willkommen!
- T:** Astralavista, hallo!
- A:** Griaß Gott, Frau Trotschers!
- E:** Rogers, nicht Trotschers.
- T:** Mein Lieber, darf ich Sie nach Ihrem Namen fragen?
- A:** Wissn Sie den nit eh scho? Sie müssen do gsegn habn, dass i auf die Bühne kemmen werd!
- T:** Aber sicher doch!... Sie sind Hubert aus Völs!
- A:** Na, nit ganz.
- T:** Natürlich nicht: Sie heißen doch Herbert!
- A:** Stimmt imma no nit.
- T:** Ach, was brauchen wir den Namen? Dass Sie auf die Bühne gekommen sind, ist das Wichtigste: Das wollten die Sterne so!
- A:** Jaja, guat! I bin jedenfalls da Anton aus Kolsassberg! Sie dürfen a Toni zu mir sagen, bloß der da (zeigt auf E) nit!
- T:** Wie wunderbar, Toooniiii! Und wann haben Sie Geburtstag?
- A:** Also des solltn Sie jetz oba wirklich wissn!
- E:** Nein, verstehen Sie doch: Frau Rogers muss sich auf die Tiroler Sterne erst neu einstellen.
- T:** So ist es, Toni, die Sterne von Tirol sind mit den übrigen überhaupt nicht vergleichbar!
- A:** Scho guat! Am 6. Mai bin i auf'd Welt kemmen!
- T:** Dann sind Sie ja vom Sternzeichen Zwilling – wie ich!
- A:** Na! I bin a Stia. Und außerdem: An dem Tag bin nur i, i ganz alloan geboren wor'n. Koane Zwilling ...
- T:** Ups!
- E:** Mach dir nichts daraus, Tilly! Never mind! Du bist die Größte! Du kannst doch nichts dafür, wenn jemand vom Schicksal ein falsches Geburtsdatum bekommen hat!
- A:** Die sollt des aber grad am beschtn wissen!
- T:** Mein Lieber, ich habe gerade Ihren Aszendenten ausgerechnet, und der ist Skorpion.
- A:** Aha! Moment, a Skorpion – des kenn i! So a Ding oder was hat amal die Berta bissn – dann war sie hin! - Und was bringt mia des jetzt?
- E:** Halten Sie Tilly nicht mit unnötigen Fragen auf!
- T:** Geben Sie mir bitte Ihren Schuh!
- A:** Mein Schuach? Des isch Verletzung von da Privatsphäre! – Da isch da Dreck vom Stall no droben!
- E:** Unsere Frau Rogers hat eine neue Methode entwickelt, um die Zukunft 100%ig zuverlässig vorauszusagen!
- A:** No zuverlässiger? Schneller wär ma aber liaber!
- T:** Also ..., Toni!?
- A:** No, warum brauchn denn Sie do so long? I hun nit ewig Zeit. I muaß hoam, Stall ausmischtn!
- E:** Nana, Geduld, Geduld, alles Einzigartige braucht seine Zeit!
- A:** Isch scho guat!
- T:** Ach, Karli! Welch astrale Aura deiner Fußhülle...!
- A:** Was is los? Is was mit meine Kia?

- T:** Mein lieber Toni, ich rieche, dass Sie beim Song-Contest teilnehmen werden ..., Sie waren ja in Ihrer Jugend beim Bauernchor, hab ich recht?
- A:** (steht auf und singt:) Tirol, isch lei oans, isch a Landl a kloans ... Mei, i wear viel Geld verdienen, mit dem Talent, des i hob, obwohl i nie im Bauernchor war, gell, Frau Trotschers!? Aber mit dem Geld kann i mia jo die Automelk 2000 kaufen!
- E:** Sie waren nie im Bauernchor? Ja, Frau Rogers – bravo, Tilly! - erkannte eben Ihre wundervolle Stimme, und dass Sie unbedingt Chormitglied **hätten** sein sollen..
- T:** Und da sehe ich ja noch etwas!
- A:** Muaß des sein?
- T:** Das Profil dieses Stiefels sagt's: Ihre Schwester heiratet!.
- A:** Aber gean's, Frau Trotschers ... I hob nur an ältern Bruda, und der isch garantiert stock-schwul! Den Hof hat er nit übernehmen woll'n... die Kia stinkn, hot er gsogt.
- E:** Dann hatte Tilly ja recht ... Ihr Bruder führt sich auf, als **hätten** Sie eine Schwester. Und „heiraten“ heißt in der Astro-Sprache „einen 3000er-Berggipfel ersteigen“!
- A:** So, jetzt reicht's oba! Des loss i ma nimma bieth. So an Schaß, wia Sie do verzapfn, hob i no nie gheart! Mei Bruder kann auf koa Leiter steigen voa lauter Höhenangst, und seit 20 Jahr hat er Ischias, dass er si nit rühr'n kann!!
- E:** Ja, unsere Tilly darf auch mal schwindeln! Tilly, du kleines ausgekochtes Schlitzohr!
- A:** I geh jetz! Pfiat Gott beinand!
- E:** So warten Sie doch! Tilly hat noch eine Überraschung für Sie!
- T:** Sehen Sie doch einmal in meine Kristallkugel! Sehen Sie die schwarzhäarige, hübsche Frau! Sie gehört Ihnen! Die Frau Ihrer Träume! Sie ist hier!
(Spot auf eine Frau im Publikum gerichtet)
- K:** Ich? Mein Gott ... ich kann's ja gar nicht fassen! Ich im TV!! Bei Tilly Rogers! (in die TV-Kamera) Hallo, Mami, bist du stolz auf mich?
- T:** Kommen Sie zu uns!
- K:** Bin ja schon da, bin ja schon da! Das ist ja alles so aufregend. Ich bin ja ein totaler Fan von Ihnen, Frau Rogers! Ich glaube nur an Ihre Sterne und an nichts anderes! Wie ich Sie bewundere! Wie gut Sie aussehen! Kein einziges Ihrer vielen grauen Haare sieht man – so geschickt decken Sie sie ab!
- T:** (stumm, betreten)
- E:** Tja ... äh ... nun ...! Never mind, Tilly! (Handkuss) – Nun wieder zu Ihnen: Wie heißen Sie?
- K:** Ich heiße Kuni, von Kunigunde!
- T:** Ist das wunderbar!
- E:** Kuni, ich darf Ihnen hier unseren Anton vorstellen. Ihren Liebsten! Ab heute ...! Für immer! Ok.?
- K:** Hallo, Süßer! (macht sich an ihn heran)
- A:** Griaß di, i bin da Anton. Schönen Namen hasch – wia mei älteste Kua! Di gibt 20 Liter am Tag. - Frau Trotschers, die do isch jo gor nit schwarzhäarig und, so ganz unter uns, hübsch isch sie a nit grad!
- T:** Nun ja, vielleicht, aber was das Schönste ist: Sie werden gemeinsam so viele Kinder bekommen, wie Hubert freilaufende Hühner auf seinem Hof hat!
- A:** Jo, des isch jo supa! I hun nämlich koane freilaufend'n Hendln auf meim Hof! Die sein olle in Legebatterien. Do hot ma weniga Dreck.
- E:** Tilly, never mind: jeder kann sich einmal versprechen! (zu Anton) Sie hat natürlich die freilaufenden Batteriehühner gemeint!
- A:** Was? Jo, spinnt denn die Trotschers? I hun 23 Hendln in da Batterie! Womit hob i des verdient?
- T:** Muss ICH mir das bieten lassen! Eeeppiii, mach was!
- E:** Tilly, don't be silly ... ähem! Alle lieben nur Sie, dass wissen Sie doch, believe me!

T: Wirklich?

E: Really!

T: Aber meine Kristallku- ... (fällt in Ohnmacht)

E: Schauen Sie, was Sie mit Tilly gemacht haben! (beiseite) Ob wir die wieder hinkriegen!? –

(wieder gefasst, zum Publikum:) Tja! Wieder haben Tilly und die Sterne ein Paar glücklich gemacht! (wird unterbrochen von Lärm aus dem Zuschauerraum)

M: Weib, jo was soll des, ha? Um 7 war i daham, und als um halb 8 no imma koa Suppn und koa Bier aufm Tisch gstandn is, do hob i ma Sorgn um mi gmacht; dann dreh i den Fernseher an, und was hear i? Dei Stimm. hear i, jo mei, do bin i wild wordn. Du kimmsch jetzt sofort mit mir hoam, i hun an Hunga! (packt K. am Arm und nimmt sie mit) Nix do. Es reicht. Am End wirst du a no so bled und glabsch den Schaß a no, was die Rogers do vazapft! Sterndeiterei, a so a Bledsinn. Des isch eh lei a Trugbild! Jetzt hat sich's ausg'horoskopt für di! Und fia enk a!

Conference 2

MC: Idioten, vertrottelt es Fußvolk, ... ich meine, wer glaubt denn heutzutage noch an Horoskope?! (Zigarette)

S: Na ja, überraschende Einsichten tun sich auf, hat's geheißen, und immerhin weiß ich jetzt schon ...

MC: Was weißt du?

S: Dass der Plato so Ratgeber geschrieben hat...Plato für antike Betriebswirte...

MC: Es ging ihm um Gerechtigkeit in der Politeia, und er hat alles in Dialogform geschrieben, so in Gesprächsform, so wie wir jetzt reden...

S: Ah, er war ein Entertainer!!

MC(kontert sofort): Immer zwei Personen, du verstehst, der eine war Sokrates, hochgebildet, der versucht im Dialog seinem dummen Partner immer etwas beizubringen. Es klappt aber sehr, sehr selten. Jemand hat einmal gesagt, die platonischen Dialoge müssen deswegen so lange sein, weil die Dummheit so grenzenlos ist ...

S: Das versteh' ich jetzt nicht ...

MC: Im übrigen war er für Gleichberechtigung, zumindest wollte er die Frauen auch in den Krieg schicken, keine Rede von Hausfrauen und solchem Zeugs ...

S: Merkwürdiger Knabe. Der Bursche wird mir immer unsympathischer...

MC: Kann ich dir nachfühlen, dass es für dich und manche deiner Geschlechtsgenossen nur schwer zu ertragen ist, dass es attraktive und intelligente Frauen zugleich gibt. Nimm zum Beispiel ... mich!! Ich kann nichts dafür, ich bin einfach hoffnungslos intelligent. Zum Beispiel: Letzte Woche hab' ich mir gesagt, MC, sei einmal ein wenig sozial, deprimiere deine Mitschüler nicht allzu sehr, schreib in Mathe einn ... Gut ... Und was ist dabei rausgekommen? Die beste Schularbeit der Klasse ...was bei dieser debilen Truppe einfach unvermeidbar ist. Naja, und über mein Aussehen brauchen wir wohl weiter kein Wort zu verlieren...Ich gewinne mit Sicherheit jeden Beauty-Contest... ich will jedenfalls keine

Hausfrau werden: Staubsaugen, bügeln, kochen ... ich werde mich sicherlich nicht damit befassen

S: Aber wer sonst soll das machen? Männer ...??

MC: Natürlich.

Szene 3 >>HAUSMÄNNER<<

Personen: A - Heinrich
B - Willy

Heinrich und Willi, in Freizeitkleidung, strampeln auf ihren Hometrainern

A: Puh, is des heit anstrengend, aber weißt Willi, i bin in letzter Zeit gar nimmer zum Trainieren gekommen ... die ganze Hausarbeit ... waschen, putzen, kochen ... und die Kinder sind a in an total schwierigen Alter.

B: Kopf hoch, take it easy! Es geht zwar ganz schön in die Beine, aba i muss sagen, i bin rundherum glücklich. Mei Ilse hat an megacoolen Job und hat sich scho bis in die Spitze aufgearbeitet. Super tüchtig is sie - und i sorg für alles andere, und bsonders für mein kleinen Sonnenschein bin i immer da ach, es is sooo schön, sie heranwachsen zu sehen. Nie im Leben würd i mit an Karrieremann tauschen wollen, des sag i da!

Aba du hasch recht, wir müssen uns wieder öfter Zeit zum Trainieren nehmen.

A: Ja, absolut, schließlich wollen unsere Frauen nicht nur fleißige, sondern auch topfite Männer haben, und des is auch gut so.

B: Du, Heinrich, bevor ich's vergess - wie meine Ilse und ich letzten Monat bei euch zum Abendessen eingeladen waren – da hast du ja groß aufkocht. Geh, gib mir doch's Rezept! Meine Frau schwärmt immer noch von deinem Traum-Soufflee.

A: Danke, jetzt fühl i mi richtig geschmeichelt, das Rezept kannst du natürlich haben. I such's daheim glei heraus und schick's dir als E-Mail! I glaub, des hab i aus'm alten Wiener Kochbuch von meiner Oma.

B: Mah, ja, des wär super, weißt, i will meiner Ilse a Freud machen und sie wieder amal mit an gepflegten Abendessen überraschen. Die Katharina gib i zu meiner Mutter. Sie war eh scho so lang nimma bei ihre Großeltern – aber die machen immer so a Trara, wenn's ans Windelwechseln geht - kompliziert sind die und die Kathi is halt nur meine zarten Hände gewohnt. Mah, immer red i die ganze Zeit, willst ma nit a amal was dazähl'n? Wie geht's denn eigentlich deiner Bettina?

A: Sie hat halt a an wilden Job - und du kennst sie ja - so ehrgeizig is sie. Was sie angreift, muass sie 200%ig machn! Sie hetzt halt fast nur mehr von Klient zu Klient, fährt jetzt so an neichen supercoolen Allrad und is net amal no dazu kommen, die ganze Betriebsanleitung zu studieren. Ma weiß ja, wie kompliziert die heutigen Fahrzeuge sind. Ja daheim is sie a nur no selten, i kann nur hoffen, dass sich der Stress in da Kanzlei bald wieda legt und sie dann auch öfters Zeit a für mi hat, denn was unsere ehelichen Aktivitäten anbelangt - du weißt scho - da laufft halt so gut wie gar nix mehr. Kannst da eh denken? Aba immerhin hat sie ma an Urlaub auf Sardinien versprochen ... ah, wenn doch schon Sommer wär!

B: Heinrich, jetzt werd nit sentimental, sondern tret lieber kräftiger ins Pedal, sonst fahr i da no davon. Und des mit deiner Bettina, des renkt si scho wieda ein, wirst sehen! Mei Ilse und i, wir haben scho öfters klane Krisen ghabt. Letzten Winter is sie

ma glatt draufkommen, dass i ma vom monatlichen Wirtschaftsgeld, des i von ihr für mein' – also unsern – Haushalt bekomm, a kloane Summe für mi abzweigt hab – so als a Art Taschengeld – braucht do a Mann – oder? Na, da is sie aber explodiert - aba heut is des alles Schnee von gestern - ghört eben zu einer guten Ehe dazu. Des is wirklich erwiesen, vor kurzem hab i nämlich die Talkshow vom Jürgen Fliege gschaut, genau zu dem Thema!

- A:** Echt? Des is eine von meine absoluten Lieblingssendungen, aba die Folge muss i wohl glatt verpasst haben. Wahrscheinlich bin i wieder amal mit an Großputz nit rechtzeitig fertig wordn. Aber des mit'm Taschengeld is a guate Idee – muass i ma no genau überlegn – i sog einfach, dass i mit dem Wirtschaftsgeld, des i krieg, nimmer durchkomm – is eh alles so teuer wordn nach'm Euro. Sag amal, hasch du eigentlich viel Zeit zum Fernsehen, i mein, ihr habt's doch so a großes Haus, und dei Tochter is ja a no so kloan, da hast doch sicha an Haufen Arbeit, oda?
- B:** Du, i kann mi eigentlich nit beklagen, sicha, viel Freizeit bleibt ma nit, aba i hab da so mei System: Neben dem Bügeln schau i TV, und beim Kochen hör i Radio. Ma, kennst du eigentlich des neue Lied von da Michelle? I find des einfach super, mei Ilse kauft ma wahrscheinlich eh die CD zum Hochzeitstag - wenn's ihn nit wieda vergisst – wia die letzten drei Jahr! Jetzt muaß i di aber no was fragen ...
- A:** Apropos Michelle, freust di a scho auf ihr Konzert - des is jetzt eh bald amal - zur Eröffnung von da neuen Mega-Shopping-World! Was meinst, gemma eh hin, oda?
- B:** Ja, wenn sich's mit unserm wöchentlichen Body-and-Face-Peeling-Abend ausgeht? Auf den und auf des Super-Wellness-Feeling danach mag i nämlich nit verzichten.
- A:** Eh klar! (*schnüffelt*) - A komischer Geruch – oder täusch i mi? (*Willi reibt verbissen an seinem Fahrrad*) Du, was machsch'n da die ganze Zeit?
- B:** Ja, da schau amal her, der Tacho is total verdreckt! Jetzt seh i nit, wie schnell i radl.
- A:** Du, pass auf! Im modernen Haushalt von heute verwendet ma in so an schwierigen Fall nur mehr die ultrastarken, hyperaktiven, superschnellen „5 in 2 Dreiphasen-Luxblix-Tabs mit Radikal-Gel“. De musch' nur in am Glas Apfelessig auflösen, aufsprühen, drüberpolieren - und fertig! Ein einziger Gleiß-Glitzer-Glanz!
- B:** Des klingt ja toll, wo kaufsch'n de?
- A:** De gibst's **nur** auf der Luxblix-Home-Party – der nächste Treff is Anfang Mai. Wennst willsch, besorg i da a Gratis-Einladung. I krieg eh immer zwei, weil i scho über 1000 Treuepunkte gsammelt hab. Aber eh i's vergess, ich wollt dich noch was fragen ...
- B:** Na, da hab i scho was Bessers vor, weil da Chef von da Ilse will sie zur New Yorker Modewoche mitnehmen - als kleines Dankeschön für ihren besonderen persönlichen Einsatz für die Firma in letzter Zeit – und wenn i mei Mutter überreden kann, die Kathi zu nehmen – dann nehmen's mi auch mit nach New York ... vielleicht!
- A:** I freu mi für di, wens klappt – also eigenartig riechen tuts bei euch im Haus – oder bild i ma des nur ein.
- B:** Du, was ma no eingfallen isch, heut abend musch da unbedingt „Die Feuer von Avalon“ im 3sat anschaun, - sooo schian!
Sirenen der Feuerwehr
- A:** Du Willi - hörst du a die Feuerwehr? Die muss ganz in eurer Nähe sein.
- B:** Ja, jetzt seh i's, da durchs Fenster – drei Wagen san grad vorbei – hinterm Haus müssens irgendwo sein. Von unsererer Küch müsst man sie genau sehn können.
- A:** Des muaß ganz in der Nähe von euch sein – ma hört sogar die Stimmen der Feuerwehrmänner. Na dann gemma halt in dei Küch und schau ma, wo's brennt.

- B:** Jessas Maria! Du Heinrich – i will die scho die ganze Zeit fragen - sag amal, wie lang darf ma an Topfenstrudel eigentlich im Rohr auf 250 Grad lassen?
- A:** A halbe Stund - wieso???

Conference 3

- S:** Mensch, solche Schlappschwänze, hehehe ... Wie der eine am Rad gesessen ist, wie ein ...
- MC:** Ja, und der eine, die reine Intelligenzbestie. Der Uurlaub seiner Frau, klar!!
(*grinst*)
- S:** Wieso ist der jetzt plötzlich intelligent?
- MC:** Du, Steve, wenn's bei dir als Sportler nicht klappt, könntest du ja Politiker werden oder auf irgendeine Akademie gehen ...
- S:** Ah, du meinst ich soll Politiker werden!???
- MC:** Blödmann, so gehässig war das auch wieder nicht von mir gemeint. Hmmm Akademie, das hat auch der Platon erfunden, das heißt so viel wie ...Hochschule ... Uuuniversität ... Ein bisschen Licht und Lüftung fürs Oberstübchen, verstanden?
- S:** (*zeigt MC seinen Helm*) Schau, Marie-Christine, mein neuer Helm: Lüftungsschlitze ...
- MC:** Bei dir schaut's da aber verdammt schlecht aus, sehr dunkel, so eine platte, plane Dunkelheit. Was habe ich mir da bloß aufgehalst!?
- S:** Aber mir gefällt deine Halskette schon – schöne Perlen ...!
- MC:** Vielleicht hatte ich doch vorhin recht, als ich meinte, du solltest Politiker werden. Mit der Philosophie haben sie zwar heute weniger denn je am Hut, aber das ist ja nur gut für dich. Und die Reden, die schreiben ohnehin andere für sie. Gut ausschauen und zwei, drei zusammenhängende Sätze herausquetschen - mehr erwartet sich inzwischen niemand mehr. Druckreife Sätze irritieren nur noch alle, auch die Journalisten ... Kinder müssten halt her und eine Frau im ... Dirndl ... (*verzieht das Gesicht*)
- S:** (*Handy klingelt...*) Ja, Mama, ... Nein, keinen Gemüsescheiß, ... ja, 4 Knödel, mindestens, was Anständiges, Kohlehydrate ... ja ... jaja ... bye!

Szene 4
>>POLITIKER<<

Personen: P...POLITIKER
F...FRAU
K1...KIND 1
K2...KIND 2

Politiker am Rednerpult

Griß enk mitnand!

Mit großer Sorge mussten ich und meine Frau, die Gusti ... äh,... feststellen, dass das Familienleben in Österreich deutlich und klar immer, wenn es so wollts, unwichtiger wird!

Auch die Gewalt in der Familie (*beobachtet Fliege, schlägt auf das Pult, flüstert „Sauviech“*) wird immer häufiger: Der Vater schlägt die Mutter, die schlägt ihn kloan Buabn, der schlägt sei kloane Schwester, und die woab dann nit, was tuan; dann geht sie zum Hamsterkäfig, pockt den Teifl und schleudert ihn mit aller Wucht gegen die Wand; der Hamster fliegt durchs Zimmer, trifft auf die Wand und macht einen riesigen Fettfleck - man mecht gar nit glauben, was da so alls außageaht ... Daher frag i mi: **WO**, meine lieben Mander und Manderinnen, isch die Familienliebe geblieben, die für die Familie so, Achtung Fremdwort: essentiell wichtig isch.

WO verbirgt sie sich?! Suachn ma sie! Findn ma sie!

Bitte, bitte, bitte! Schaughts, dass die Familie wieder **infarkt** wird und dass ma alle, gemeinsam, zsammen, together [*tugesser*], ein schönes Fest feiern können. Und so wünschen wir, ich und meine Gusti, enk einen angenehmen Dezember- äh ... gehalt [*stutzt, für sich*] ... eine Sauklaue hat der ..., -selbstbehalt, ... -hinterhalt ... [*erleichtert*] -aufenthalt und halt ä Merri Kristmäs!
Dankel!

Politiker kommt nach Hause

K2 (*hängt am Fenster, warnend ängstlich*): Alaaarm! Der Papa kommt ...

K1 und K2 nehmen verschreckt Position ein

Politiker tritt ein

P: Was is, habt´s ihr nix zu tun, hängt´s wieder lei faul herum!

Kinder nehmen ihm Garderobe etc. ab

F: Du kriegst glei was zum Essen.

P: Endlich amal a gscheite Meldung von dir, wo bleiben meine Hausschüachln?

F: Die Kinder bringen sie dir schon! (*K2 geht los*) Zum Abendessen gibt's Tofubällchen an Sojasprossenbeet mit gerührtem Gemüseschaum - und dazu den neuen Fitnessstee.

P: Du kansch mi amal mit deinem Tofuscheiß. I will was Gscheits am Tisch, und den Tee kansch di Fisch zum Saufn gebn; i will a Bier. Haben wir uns verstanden? Sonst geh i ins Wirtshaus! Also los; in die Küche mit dir, aber flotte Lotte!

F: Ja, aber dein Herz, der Arzt hat do gesagt, du sollsch ka Fleisch und kan Alkohol ...

P: Die Körndlfresser werden auch nit älter, die schau'n nur früher alt aus; die vertrocknen nämlich von innen her. - Wo bleibn die Schuach?

K2: (*bringt Pantoffel*) Schau, Papa! - (*sanft*) Du, Papaaa, bekomm i jetzt einen neuen Hamster? Der andere hat den Flug aus dem Fenster von dir nicht überlebt, und du hast gesagt, dass...

P: Lass mi in Ruah mit deine Viecher! Geh der Berta in der Küch helfen.

K2: Die Mama heißt aber...

P: Sei still, du Fratz! Geh sofort auf dei Zimmer und schreib 100 mal: Man widerspricht dem Vater nicht!

K1: Hey, cool down, dad!

P: Seit wann wird bei uns Englisch gesprochen. Du kannst ja no nit amal Deutsch!

K1: Ich trainier ja nur, weil ich in Englisch einen 5er hab.

P: Ich hab gedacht in Deutsch!

K1: Da auch, aber...

K2: Papa, wie schreibt man „widerspricht“?

P: Wie man´s sagt: mit langem „i“ und 2 „de“. Will-DDER-SPRICHT!

(*Zu K1*) Deutsch ist wichtig, du musst zuerst deine eigene Sprache beherrschen, bevor du andere lernst!

K1: „widersprechen“ schreibt man aber irgendwie anders! Vielleicht solltest DU einmal Deutsch lernen.

P: So eine Frechheit! Du ungezogenes Gör, du freches undankbares Geschöpf. -
- HUUUNGER!!!

F: Das hat ja so kommen müßn.

K2: Was gibt´s denn zum Essen?

K1: Vielleicht klappt´s ja dann mit dem harmonischen Familienleben!

P: Jetzt halt die Pappn, du Fratz, wenn Erwachsene reden, dann haltet man die Pappn. Immer!

(*nach kurzer Pausse zur Frau*) ICH HABE HUNGER, hast du nicht verstanden?--

In diesem Haus muss man sich scheinbar immer wieder wiederholen. Verdammt noch einmal! Niemand will deinen Tofu-Scheiß haben, davon wird man weder fett, noch schmeckt es gut. A echter Grammelknödel ghört aufn Tisch, verstanden? Wenn da der Tofu-Scheiß so gut gefällt, warum hasch nacha nit ihn gheiratet? -

F: Ja, aber ...

P: Was ist bloß mit dieser Familie los? Bin ich hier etwa als einziger weiter entwickelt als ein Affe? Warum reden diese Lapphaufen a andere Sprache, wenn sie nit amal die eigene können? Himmel Arsch und Zwirn, was ist mit diesen Kindern los. Herr, schenk ihnen nur halb so viel Hirn wie mir...--

Mit mir redet man Deutsch, verstanden? D-E-U-T-S-C -H !!!-- (wird immer zorniger)
Ruhe!

Kein gescheites Essen, schon 10 Minuten ohne Bier!

Und du quatschst mir in meine Erziehung hinein. --

... I werd 50!

... freche Göre --

... Wirtshaus - Bier - Scheißfamilie -

Politiker greift sich ans Herz und fällt um

K2 (*zieht Zettel aus der Tasche und liest vor*): „Bitte, bitte, bitte! Schauts, dass die Familie wieder infarkt wird und dass wir alle, (*langsam vestummend*) gemeinsam, zusammen ein schönes Fest feiern können.“

Conference 4

- S:** Nicht schlecht, die Rede.. und sein Auftreten, zwar ein bisschen tollpatschig, aber, also ...
Es muss doch schon irgendwie, ich meine, ...Ordnung, du verstehst, Ordnung...
- MC:** So hat Platon sich Politiker sicher nicht vorgestellt, der hat sich ja wie ein Barbar benommen ... frisch aus der Höhle ins Leben/ in die Politik.
- S:** Äh, MC, beim Plato, gib't's da noch was anderes, oder nur so Philosophen und so Politiker, ich mein ...
- MC:** Bravo, unser Einstein beginnt zu denken. Was für eine Leistung! Kannst ja richtig stolz auf dich sein. Also, es gibt da noch so eine merkwürdige Einrichtung, so was wie Wächter ...
- S:** Nachtwächter ...?
- MC:** Armleuchter ... Die Wächter sind eine Art Polizei, eine speziell ausgebildete Truppe, Training, du verstehst ... na, und die passen auf, dass nichts passiert ... Und weil sie so gut sind, passiert auch nichts! War Platons Idee!
- S:** So wie die Cobra oder die GSG 9? Wie haben die denn geheißen? Terminator, klingt auch griechisch ...
- MC:** (schnauft/seufzt) Ja, so ungefähr, zum Glück hört uns jetzt niemand ... Ja die waren geschult, auch geistig keine Troglodyten, waren im Denken und Schießen gleich gut ... schaut man sich da die heutige Exekutive an ... grauuuvenhaft ... diese Polizisten sind ja fast schon eine Gefährdung für unsere Gesellschaft.
- S:** Polizist ... cool ... nach meiner Karriere als Sportler werde ich Polizist ... ein Freund und Helfer!
- MC:** Na klar ... Freund und Helfer ... sicherlich ... du scheinst mir wirklich völlig blind zu sein, nur die Schatten sind sichtbar für deine Augen ... gefesselt in der Finsternis der Unwissenheit.
- S:** Hä?????
- MC:** Du wirst schon sehen, was ich meine ... schau dir doch einfach die nächste Szene an ...

Szene 5
>>POLIZISTEN<<

Personen: Sepp
Franz
Joggerin
Farbiger

- S:** Boa, geschtern im Bereitschaftsdienst wars wieda zach. Wia da wieder gsoffen worn is, des war gar nimma lustig. I glaub – mir rinnt da Obstler heit no aus di Augn.
- F:** Recht hasch, recht hasch. Mei Schädel is a scho fast am Platzen. Aba geil wars scho und lustig a - wia ma von dem Jugo drei Flaschen Slibowitz kassiert ham.
- S:** Sicha, geil wars scho, aba i sags da - lang heb i des nimma aus, auf Streife falln ma immer die Augn zua, so miad bin i.
- Auf einmal bekommt Franz große Augen, richtet sich auf, startt auf eine blonde Joggerin, die stehen geblieben ist und Kniebeugen macht. Franz packt Sepp an der Schulter*
- F:** Schaug amal, da!

- Sepp starrt mit weit aufgerissenen Augen auf das Mädchen, richtet sich auf*
- S:** Wauu - is des a geile Schnittn!
- F:** (nickt anerkennend, ruft) He, Schatzal, mogst da net amal Zeit nehmen und tief in die stahlblauen Augen des Gesetzes blicken?
- S:** (hat seine Sonnenbrille aufgesetzt) Ja Maus, megsch uns nit dei hoaaße Handynummer flüstern?
- F:** Und so an sexy Hintern hot unser Zuckermädi!
- (Beide Ordnungshüter lächeln freundlich und winken heftig! Aber das Mädchen hat seine Übungen beendet, zeigt den Polizisten den Mittelfinger und rauscht ab.)*
- F:** Also – so a eingebildete Kua! Echt wahr! So fesch is sie ja a wieder nit gwesn!
- S:** Stimmt! Di Hasen heit - ham koan Respekt mehr – vor dem Arm des Gesetzes. Franz nickt zustimmend, wird aber plötzlich wachsam
- F:** He, Sepp, schaug amal - die ganze Zeit telefoniert da so a Neger!
- S:** A Neger - in unserm Revier? Des hamma a scho lang nimma ghabt!
- F:** Hat der a Aufenthaltsgenehmigung? Und im Rucksack hat er sich a Haufn Stoff!
- S:** Ja – sehr interessant! Solche Typen ham meischtens an Haufn Stoff dabei. I glaub, des müssn ma uns genauer anschauen! (Vorsichtig schleichen sie von hinten an den Telefonierenden heran, Franz packt ihn an der Schulter, dreht ihn brutal zu sich)
- F:** An Ausweis, aba flott!
- Der Afroamerikaner versucht etwas zu erklären, kommt aber nicht zu Wort*
- S:** (hat ihm das Handy weggenommen) Mit wem hamma denn telefoniert? Dealerconnections, haa?
- F:** (hat ihm den Rucksack abgenommen) Also kan Ausweis! Dann schau ma, was ma do drinnen hobn.
- Erneut versucht das Opfer sich zu wehren und etwas zu sagen, Franz dreht ihm aber den Arm auf den Rücken, Sepp tastet ihn ab*
- S:** Also Puffn hat er koane! (hat den „Neger“ nun am Boden, verdreht ihm die Arme; immer wenn dieser etwas sagen will, bekommt er mit dem Knüppel einen Schlag auf den Kopf)
- F:** Ja wo is er – wo hamma den Stoff?
- S:** I check amal sein Rucksack! (beginnt zu suchen) Ja, was hamma denn da? (Durchsuchung des Rucksacks – Wäsche!) - Nix ... aba halt ... a Buach ... „POLITEIA“ ... a Buach von der Polizei? Na – falscher Alarm - von Platon is es. (Er beginnt zu blättern.)
- F:** Ja, kennsch den nit? Hasch no nie was von platonischer Liebe ghört?
- S:** Na ... was isch des?
- F:** So a uralter Grieche wor des – glaub i - der gsagt hat, dass da Sex a Kas is!
- S:** (schüttelt verständnislos den Kopf) Des muss aber a gstörter Trottel gwesen sein und so was druckens heit a no ... wo sein da di geilen Seiten? Nix als Schrift ... koane hoaaßen Bildln ... „Höhlengleiiichnis“ ... du Franz ... hasch du's scho amal in ana Höhln gmacht?
- F:** Na - aba - des muss geil sein!
- Sepp durchsucht nun wieder den verdächtigen Rucksack*
- S:** Ma – Franz, mia san aufm richtigen Weg. Der hat do a Knarren da drein - aba wo is der Stoff?
- F:** (rastet aus, prügelt, schreit wild) Sofort sagen - wo Stoff versteckt haben? - Gleich kommen in Wurstmaschine – machen aus schwarzem Mann Leberkäs für arme Negerkinder – sofort sagen - wo haben Scheiß-Stoff!

S: (studiert einen Ausweis, den er aus der Vordertasche des Rucksacks herausgezogen hat; erstarrt plötzlich, macht hilflose Bewegungen und stammelt) Jesus ... Franz ... des gibt's ja nit ... du Franz ...!

F: Sepp, isch was?! Du bisch ja ganz weiß um di Pappn?

S: (deutet auf das Dokument) Hans ... Jürgen ... Oschukaweba ... (Franz starrt nun auch auf den Ausweis, liest mit und spricht mit Sepp zusammen) **PO-LI-ZEI-HAUPT-KOM-MIS-SARI!**

Plötzlich erwachen beide Polizisten aus ihrer Erstarrung, werden wieder lebendig, richten Oschukaweba auf; Franz klopft den Staub von seinen Hosen, gibt ihm sein Handy zurück; Sepp putzt die Schuhe, Franz hat den Rucksack wieder eingepackt, hängt ihm den Rucksack vorsichtig um und bläst den Staub weg.

Beide verbeugen sich nun ständig vor ihrem Kollegen, rudern hilflos mit ihren Armen Is ja scho wieder guat! Des hamma glei wieder! Alles in Ordnung? Net bös sein bitte! (salutieren)

Conference 5

MC: Diese Deppen! Verstehst du den Sinn dieses Sketches, Steve?

S: Den Sinn? Na ja, also wie diese ... Sinn, jaja

MC: Verstehst du nicht, die Son-nenbrillen ...?

S: Welche Sonnenbrillen denn ...?

MC: Mensch, die Sonnenbrillen der Polizisten. Also pass einmal auf: Wozu diese Sonnenbrillen?

S: Na ja, eben wegen der Anmache ... schon gekonnt ... Aber Pech gehabt... Obwohl, mir war diese Joggerin zu klein ...

MC: Reden wir jetzt über die Joggerin oder?

S: ... über den Neger?

MC: Das heißt nicht mehr Neger!! ... Aber ist das nicht entsetzlich, wie die Polizisten ihn zuerst behandeln. Sklaventum, modernes ... Rom, Steinbrüche, Galeeren, Gladiatoren ... Mensch, wie soll ich das erklären ... Spartakus, kapiert, Sparta-Kuss, weißt du, worauf ich hinauswill?

S: Kuss ... also, na ja ... Kuss, ich meine, wieso nicht ...

MC: Idiot, wir sind hier nicht in einem Flirtseminar für verklemmte Sportler und solche, die es noch werden wollen ... Über dir hängt das Damoklesschwert eines Platonreferates ... Idiotin, hätte ich mich doch gar nicht darauf eingelassen ...

S: Gibt es bei dem Platon auch so Flirttips?

MC: Nun, ... direkte Tips eigentlich nicht, mehr so ... Aber ich bin mir sicher, dieses Flirten per Computer hätte ihn amüsiert, eine Art platonischer Höhle, und was die Erkenntnis betrifft ...

S: Was willst du denn immer mit deiner Erkenntnis, Mensch, das nervt, es gibt viele Leute, die das nicht brauchen ... (gereizt)

MC: Natürlich, denen muss man dann bei Referaten unter die Arme greifen, weil's ein wenig hapert bei der Erkenntnis ... Sag mal, Steve, du musst doch irgendetwas behalten haben von all dem, was ich dir in der letzten Stunde zu vermitteln versucht habe.

S: Ja ja, Sicherlich doch, doch ...

MC: Dann erzähl mal ...

S: Also... Platon war ein Philosoph

MC: Bravo!

S: Ja ... nun, er war ein antiker Guru ... und mit Terminator in einem Team ... und, jaja, er erfand das Licht ... denn in den Höhlen, in denen er wohnte, war es dunkel ... er machte Bücher über Ordnung, Displizin ... und er war Sterndeuter und ... Sklaventreiber... und er war so eine Gymnastiktunte, so eine Vollschwuchtel ... Was ich gar nicht verstehe: Warum habe ich für diesen Vollidioten so viel Zeit ... eine schöne lange Stunde Kraftkammer ... Futsch!

MC: Plato hatte absolut Recht: Menschen ans Licht zu führen ist eine schwierige, ja fast unmögliche Aufgabe ... Man sollte sie lieber in den Höhlen gefesselt lassen ... denn die Sonne blendet sie zu sehr ...

S: Aber warum nehmen sie keine Sonnenbrillen ...?

(MC: nimmt Sonnenbrille aus der Hand und wirft sie - resignierend - fort)

Szene 6 >>FLIRTHÖHLE <<

Personen: F - Flirtboy
L - Lovergirl
S - Stimme Platons

Internetcafe; Flirtboy und Lovergirl sitzen in einiger Entfernung voneinander vor ihren Computern

S: SIEH NÄMLICH MENSCHEN WIE IN EINER UNTERIRDISCHEN HÖHLENARTIGEN WOHNUNG ...

F: Geh bitte in das Separee „Loveroom“.

L: Flörtboi lädt dich ins Separee „Loveroom“ ein! ... Na super! (zum Publikum gewandt) Willst du eintreten? ... Na und ob wir wollen ...

S: IN DIESER SEIEN SIE VON KINDHEIT AN GEFESSELT, SO DASS SIE AUF DEMSELBEN FLECK BLEIBEN UND AUCH NUR NACH VORNE HIN SEHEN ...

F: Hi, Süße, wie geht's denn so? (betont lässige Redeweise)

L: Suupa, und dir? (affektierte Redeweise)

F: Verdammt gut, aber beim Chatten mit dir steigt mein Gute-Laune-Thermometer gleich um einige ... Grad. Mir wird schon ganz heiß ... Wie schaust du denn aus? Groß?! Hoffentlich über 1,65?

L: 1,71! meine Maße ... ich sage nur 91 - 62 - 88, überlege schon, ob ich mir nicht noch etwas Fett absaugen lassen soll ..., möchte noch dieses Jahr unbedingt auf 60 kommen ... und mit meinen 54 Kilo habe ich auch noch lange nicht mein Idealgewicht erreicht ... Wie schaut denn mein Flörtboi aus? Hoffentlich doch einigermaßen gestählt und auch größenmäßig kein Wurzelsepp?

S: MIR NÄMLICH SCHWEBT NICHT VOR, DASS, WAS EIN BRAUCHBARER LEIB SEI, DURCH SEINE TUGEND DIE SEELE GUT MACHT; SONDERN UMGEKEHRT, DASS DIE VOLLKOMMENE SEELE DURCH IHRE TUGEND DEN LEIB AUFS BESTMÖGLICHE AUSBILDET. WIE ABER SCHEINT ES DIR?

F: (dämmliches Grinsen) Will ich wohl meinen, hab mein Lager im Fitnessstudio „Body and Paradise“ aufgeschlagen, trainiere jeden Tag ...

L: Raus mit der Sprache, Conan, mein Barbar, wie groß bist du?

F: 1,85, approximativ ... aber verrät mal deine Haarfarbe ... und deine Augen? Sicher riesige Leuchter zum (seufzend vorgetragen) Versinken wie in einem Bergsee ...

- L:** Habe tatsächlich blaue Augen, himmelblaue, und meine Haare sind kastanienblond ... und du???
- F:** Augen: grünblau - wie ein Tiger, Haare: zwischen versace-nuss und armani-braun, Messerschnitt ... alles klar? Apropos braun ... Besuchst du oft ein Solarium?
- L:** Logo, so 2-3 mal die Woche allermindestens!
- F:** Cool! Nur gebräunt ist der Mensch ein Mensch! Denk nur an diese weißhäutigen Melanom-Antis, lichtscheue Gnome ... (*wilder Lacher*) ... die checken das einfach nicht ...
- S:** UND WENN ER NUN AN DAS LICHT KOMMT UND DIE AUGEN VOLL STRAHLEN HAT, WIRD ER NICHTS SEHEN KÖNNEN VON DEM, WAS IHM NUN FÜR DAS WAHRE GEGEBEN WIRD...
- L:** Da hast du vollkommen recht ... mir gegenüber (*sie sieht F durchdringend an*) sitzt auch so 'ne blasse Semmel, einfach widerlich ... ein Gruffie ... auch geistig ... so wie der vor sich hinstiert: ein Mensch ohne IQ...
- F:** Mir geht's nicht besser, Baby ... mein Vis-a-Vis, sag' ich dir ... so was von abgewrackter Tussi ... Ein bleiches Grauen ... mit einer Figur ...! Widerlich, wie manche Menschen sich gehen lassen!
- S:** EIN MANN ABER, DER ÜBER UNBEKLEIDETE FRAUEN LACHT, WEISS NICHT, WORÜBER ER LACHT, NOCH WAS ER TUT ...
- L:** Kennt man doch, die retten sich mit Sprüchen à la „wahre Schönheit kommt von innen“ über die Runden ... jedenfalls scheint der Typ gegenüber nicht vollkommen unsportlich zu sein ... (*hämische Grinsen*), seine Wampe ist ein echter Hammer ... also **einen** Muskel (*wieder Lachen*) pflegt er ... (*nach kurzem Überlegen*) Du besitzt sicher 'nen ausgezeichneten Geschmack ... ist mir voll wichtig ...
- F:** Genau, über Geschmack lässt sich eben nicht streiten. Das Auslaufmodell von gegenüber sitzt in einem pink-grünen Second-hand-sweater und in ultraschlabbigen ... (*lacht*) Jeans ...
- L:** Du solltest erst mein Vis-a-Vis sehen ... Hawaiiemd, mit dem man garantiert jeden Hai vertreibt, glaub's mir, Tiger ... und dann noch seine Birkenstocksandalen mit den weißen Frotteesocken, Marke Björn ...
- S:** DIE AUGEN, WENN SIE EINER NICHT AUF SOLCHE DINGE RICHTET, AUF DEREN OBERFLÄCHE TAGESLICHT FÄLLT, SONDERN AUF DIE NÄCHTLICHEN SCHIMMER: SO SIND SIE BLÖDE UND SCHEINEN BEINAHE BLIND, ALS OB KEINE REINE SEHKRAFT IN IHNEN WÄRE ...
- F:** Sag mal, wo surfst denn du gerade herum ... in welchem Cafe?
- L:** Wie immer im „Symposion“, dem Internetcafe beim Platonium ...
- S:** τὰ δ' οὖν ἐμοὶ φαινόμενα οὕτω φαίνεται ἐν τῷ γνωστῷ τελευταία ἢ τοῦ ἀγαθοῦ ἰδέα καὶ μόγις ὁρᾶσθαι, ... ὡς ἄρα πᾶσι πάντων αὕτη ὀρθῶν τε καὶ καλῶν αἰτία. (WAS ICH WENIGSTENS SEHE, DAS SEHE ICH SO: DASS ZULETZT UNTER ALLEM ERKENNBAREN UND NUR MIT MÜHE DIE IDEE DES GUTEN ERBLICKT WIRD ... DASS SIE FÜR ALLE DIE URSACHE ALLES RICHTIGEN UND SCHÖNEN IST.)

Ende

Antike im Internet

Gottfried Siehs

Homepage der Kantonsschule Zürcher Unterland
<http://www.kzu.ch>



Homepages von Schulen sind oft sehr liebevoll gepflegt und bieten uns eine Fülle von Anregungen und Materialien. Ein Beispiel dafür ist die der Kantonsschule Zürcher Unterland, in der man über "Fächer / Klassische Sprachen" in den Bereich für Latein und Griechisch gelangt.

Zu vielen anderen Materialien kommen für unseren Fachbereich wichtige Artikel aus der "Neuen Zürcher Zeitung" sowie dem "Tagesanzeiger". Es wird ausdrücklich erlaubt, alle diese Materialeien zu Unterrichtszwecken einzusetzen. Darunter sind auch durchaus originelle wie

Panta rhei today
Diogenes, der Anti-Projektemacher.

Unter "Arbeitsmaterialien" findet man z.B. "Mythen in der darstellenden Kunst", "Realien" (Julianischer Kalender, Bautechniken, ...) oder Lerntipps.

Für Diskussionen zur Frage "Wozu Latein?" ist der Beitrag "Latein - gehts noch?" amüsant und lesenswert! (Zu finden unter "Informationen").

Besondere Beachtung verdient diese Internetseite aber wegen der Fülle von Materialien zu Pompeji, das seit über 15 Jahren immer wieder Lateinklassen als Ziel für eine Projektwoche wählen. Neben eigenen Fotografien finden sich Graffiti, Pläne und Berichte. Sogar der Vesuv kann virtuell bestiegen werden - im Jahr 1800, 1900 und 2001!

Obiges Graffito stammt von Grab 19 bei der Porta Nocera, CIL IV 10237:

HILARUS NER(oniarius) (pugnarum) XIV (coronarum) XII V(icit)
 CREUNUS pugnarum) XIV (coronarum) V M(issus)
 PRI(n)CEPS NER(oniarius) (pugnarum) XII (coronarum) XII (?) V(icit)
 MUNUS NOLAE DE QUADRIDU(o) M COMINI HEREDI(s) (in honorem quattuor deorum)



Der „Typ Diogenes“ oder Warum es heute zynisch ist, kein Kyniker zu sein¹

reinhard senfter

„Dieser verfluchte Christus sagte: Seht die Lilien auf dem Felde. Ich sage: Seht die Hunde auf der Straße.“ (Raoul Hausmann, *Sublitterel*, 1919: S. 53, zitiert nach Sloterdijk 1983: S.728)

„Doch der Augenblick ist gekommen, den Wahrheiten des Gottessohnes die Wahrheiten dieses 'Himmelshundes' - wie ein zeitgenössischer Dichter Diogenes nannte - entgegenzustellen.“ (Cioran, *Zerfall*: S.84)

(1) „Wo Über-Ich war, soll Ich werden“ oder die „Umwerthung aller Werthe“

„Auf dem Markt glaubt niemand an höhere Menschen, wir sind Alle gleich - so blinzelt der Pöbel - Mensch ist Mensch, vor Gott - sind wir Alle gleich. (...) Vor Gott? Nun aber starb dieser Gott! Ihr höheren Menschen, dieser Gott war eure größte Gefahr (...) Ihr seid erschreckt: wird euren Herzen schwindlig? Klafft euch hier der Abgrund? Klafft euch hier der Höllenhund?“ (Nietzsche: KSA 4, 356). Auf dem Markt, dessen allerheiligste „Gesetze“ uns da unten global zum Narren und immer kürzer halten, indem sie alles deregulieren, außer sich selbst, da streunt unser „philosophischer 'Hund'“, (Nietzsche: KSA 2,704) namens Diogenes von Sinope. „...ohne Stadt, ohne Haus, des Vaterlandes beraubt, bettelarm, ein unsteter Nomade, um sein tägliches Brot kämpfend“ (Diogenes Laertios = DL 6,38), dementsprechend entwurzelt, unbefangen und ohne Maulkorb, bellt er den Krämerseelen pudelwohl seine Lebenslust&Glücksmoral ins Ohr, von der sie nichts hören wollen, und widerlegt das Vorurteil, solche „Hunde“ würden wenigstens nicht beißen. „Auf die Frage, weshalb er Hund heiße, antwortete er: Weil ich mit Schwanzwedeln begrüße, die mir etwas geben, anbelle, die mir nichts geben, und beiße, die Böses tun“ (DL 6, 60).

Der „Protokyniker“ ist historisch nicht fassbar, aber es muss ihn gegeben haben, so gut erfunden ist er. Nominell war „Dio-genes“ „ein Sproß des Zeus und auch ein Himmelshund“ (DL 6,77), im wirklichen Leben der Sohn eines Bankiers, den die Anklage der Geldfälschung ins Exil zwang. „paraxarattein to nomisma“, „die Münze umprägen“, so lautete das Delikt, aber nomisma kann auch „Sitte“ oder „Brauch“ heißen: „Er prägte wirklich die gültigen Konventionen um, weil er weit mehr Wert auf die Natur, als die menschlichen Satzungen legte“ (DL 6,71), ein Programm, das beim Neokyniker Nietzsche als „Umwerthung aller Werthe“ (KSA 6, 253) im Weltmaßstab wiederkehren wird: Nichts mehr für bare Münze nehmen und *entwerten*, was bisher Geltung hatte, auf dass die „misologischen Manieren“ der „Schlechtrede-Systeme“ (Sloterdijk 2001), die Welt- und Menschenverleumdung aus dem (platonisch-christlichen) Ungeist des Ressentiments der Zukurzgekommenen ein Ende hätten.

¹ Zu der hier vorgeschlagenen Verwendung von „kynisch“ und „zynisch“ siehe ANHANG

Der ihre Arbeitskraft verkaufenden Bevölkerung, die verbissen dem Broterwerb und allerlei Geschäftigkeit als Ablenkung vom Leben nach- und doch unausweichlich diesem Proleten der sofia in die Arme hetzte, war nicht nur seine schnüffelnde Aufdringlichkeit zuwider, das anstrengend ernsthaft-unernste Wechselbad seiner Rede (=spoudogeloion), die alles verulkte, was der Menge heilig war, oder ihrem guten Glauben zum Spaß einen Strick drehte: „Als seinem seriösen Vortrag einmal niemand zuhörte, begann er wie ein Vogel zu zwitschern. Die daraufhin Zusammenlaufenden beschimpfte er, daß sie sich um solche Albernheiten ernsthaft bemühten, für ernste Sachen aber nichts übrig hätten“ (DL 6, 27).

Besitzlos, bettelnd, nomadisch, nur am Leibe haftend, aber witzig und wach, ohne Unterschied frech und aggressiv gegen Freund und Feind, gegen die Masse und die Mächtigen, fühlt sich der Kyniker als Einäugiger unter Blinden, als der Gesunde unter Wohlstandskrüppeln, deren „Güter“ er verhöhnt (cf. DL 6, 24), indem er das Schimpfwort, mit dem ihn der „Markt“ für marktuntauglich erklärt, zu seinem Markenzeichen umwertet, er wird zum Hund: „Während eines Essens warf man ihm wie einem Hund Knochen zu, und er, als er wegging, bespuckte sie wie ein Hund“ (DL 6,46).

So ein Hund gibt naturgemäß keinem Herrn und keinem Zwinger die Ehre, rüdig „wählt er den Marktplatz als Ort seiner Einsamkeit“ (Cioran), bellend und beißend, schwanzwedelnd und schnuppernd - wie fein vermag dieser Hunde-Sinn zu unterscheiden, was wittert er nicht alles: Das Blut und den Schweiß, die an den Aktienpaketen kleben, von wegen *non olet*, oder - noch übler - in die Blaue Blume verliebte Ungeheuer, die dich schon morgen wieder versonnen nach Buchenwald schicken würden, mit einem Goethe-Zuspruch als Wegzehrung, unreinliche „schöne Seelen“, die sich selbst nicht verdauen, und genau so riechen; oder er schnuppert göttliche Verwesung - „auch Götter verwesen! Gott ist tot! Gott bleibt tot!“ (Nietzsche KSA 3, 481); und gar die Über-Ich-Knechtschaft des charaktergepanzerten „kleinen Mannes“, dem Wilhelm REICH, Orgasmus-Prediger, Marxist und Idol der Studentenbewegung zuruft: „*Dein Sklaventreiber bist du!* Niemand anderer, so lautet die Wahrheit, trägt die Schuld für deine Sklaverei als du selbst. *Niemand anderer, sage ich!*“ (S.16) - „Deshalb habe ich Angst vor dir, kleiner Mann, unbändige Angst. (...) Ich habe Angst vor dir, weil du nichts so sehr fliehst wie dich selbst. Du bist krank, sehr krank, kleiner Mann. Es ist nicht deine Schuld; aber es ist deine Verantwortung, dich von deiner Krankheit zu befreien. Du hättest deine wahren Unterdrücker schon längst abgeschüttelt, wenn du nicht Unterdrückung geduldet und oft direkt unterstützt hättest“ (S.22). „... So bist du, kleiner Mann! Aber niemand wagt es, dir zu sagen, wie du bist. Denn man hat Angst vor dir, und man will dich klein haben, kleiner Mann“ (S.45). (cf. W. Reich, *Rede an den kleinen Mann* 1997. Fischer TB 6777 – Orig.: *Listen little man* 1948)

Als klaffte vor ihnen unvermittelt der Eingang zur Unterwelt, so graute den in ihrer Selbstverstümmelung häuslich gewordenen Polis-Insassen vor dem heimatlosen „Himmelshund“, der ihnen ihre Entbehrlichkeit entgegenklaffte: „Aber selbst wenn das Menschengeschlecht verschwinden sollte - lohnte es sich denn, ebensoviel darüber zu klagen, wie wenn Mücken und Wespen ausstürben?“ (cf. Weeber: S.164). So wenig Fortschrittsgläubigkeit war nicht „marktkonform“, der Markt funktioniert nach Kriterien des Nutzens, dementsprechend hat das nicht Käufliche am Menschen, also seine Fähigkeit, sich über die Dimension des Nutzens zu erheben und sich die Freiheit zu nehmen, er selbst zu sein, am Markt keinen Platz. So wenig Optimismus war ein Dämpfer für das Behagen des zähen Menschenschlags, dessen Brutstätte der

Markt ist, so wenig Heuchelei war vor allem schlecht für's Geschäft und die Börse, die mit Zuversicht und Kauflaune *rechnet*.

Geradezu schockierend muss der radikal antizivilisatorische Stolz des konsumverweigernden Kynikers auf die wohlgenährten Zeitgenossen gewirkt haben, seine klarsichtige Ablehnung von Tradition und Fortschritt, die sich mit einer gleichsam „übernatürlichen Frechheit“ (Cioran) verbündet, die schon immer die Waffe der Mutigen und Geistesgegenwärtigen unter den Mühseligen und Beladenen dieser Welt war. Eine Unverschämtheit, die sich ALLES herausnimmt, vernichtendes Gelächter und vor allem ein „fröhlicher Unterleib“ emanzipieren die Seelen und Körper von der in sie eingebrannten Normalität: „Der Kyniker kündigt die landläufige Gängelung durch die tief eingefleischten Schamgebote“ (Sloterdijk). Die Scham-losen sind nicht mehr über das Über-Ich steuerbar, das mit der Scham das Individuum zur Selbstunterdrückung erpresst und der Konformität überantwortet. So gesehen, war die öffentliche Masturbation der Kyniker nicht das neurotische *outing* kauziger Eigenbrötler, auch kein Bürgerschreck-*happening* als Selbstzweck, sondern System, ein „Frontalangriff auf alle Familienpolitik, das Kernstück jeglichen Konservatismus. (...) Diogenes dozierte praktisch die Masturbation, als kulturellen Fortschritt wohlgerneht, nicht als Rückfall ins Animalische“. Es ist eine „Umwertung aller Werte“, insofern Diogenes „den Spieß umkehrt. Buchstäblich schießt er auf die verdrehten Normen (...) er durchbricht die POLITIK der Schamhaftigkeit“, indem er zeigt, „dass sich die Menschen in der Regel für die falschen Dinge schämen, für ihre physis, für ihre animalischen Seiten, die in Wahrheit doch unschuldig sind, während sie ungerührt bleiben bei ihrer unvernünftigen und häßlichen Lebenspraxis, ihrer Gewinnsucht, Ungerechtigkeit, Grausamkeit, Eitelkeit, Voreingenommenheit und Verblendung“ (Sloterdijk 1983: S.317f.).

Dem lumpigen und deftigen Äußeren zum Trotz war Diogenes ein Anwalt des Schönen und Guten, wie es *nicht* in den Präambeln steht, ein anarchistischer Lehrer der Redlichkeit, zutiefst reinlich, wenn er seine Gaben an die Mitbürger in Fäkalien-sprache drapierte, um die morschen Seelen der Polis zum Einsturz zu bringen. Das Abrissunternehmen „Diogenes“ hinterließ eine breite Spur faszinierter Entgeisterung: Lässt man die Diogenes zugeschriebenen Anekdoten Revue passieren, wird klar, dass hier das kollektive Unbewusste mitgewebt hat. Dem „Hund“ legten seine sauberen Damen und Herren Verbotenes und Verdrängtes in den Mund, um sich ohne eigenes Risiko an den Eskapaden zu weiden oder sich darüber (lust)bebend zu entrüsten. Diogenes ist - obwohl historisch ein Phantom - das real existierende schlechte Gewissen einer Zivilisation in der Krise, ein Ventil für den Ekel der verkleideten Menschentiere an sich selbst, der als Weiser und Clown, als „verrückt gewordener Sokrates“ (DL 6,54) eine so zeitlose Wirkung auf die Vorstellungskraft seiner Adepten ausübte, dass er zur Legende wurde, und dies im Unterschied zu seinem Vorbild Sokrates, dem bis in den Tod erbaulichen Gesetzestreuern, ganz ohne Heiligenschein.

In dieser Perspektive ist er der „frechste und ungewöhnlichste aller griechischen Philosophen“ (Weeber), und das Unzeitgemäße an ihm hält auch heute noch Stand, zu Beginn des Dritten Jahrtausends christlicher Hartgesottenheit und etwas mehr als hundert Jahre nachdem der „Krone der Schöpfung“ zuerst in Arthur SCHOPENHAUER und dann „jenseits des Lustprinzips“ zur Gewissheit geworden ist, dass sie ein „Irrläufer der Evolution“ (A. Köstler) gewesen sein wird. Und dass dieses hochstaplerische Lebewesen als Gattung unbewusst genau das anstrebt, was das

Individuum perhorresziert, die erlösende Rückkehr in den Zustand des Anorganischen. „Dona eis nihilum laudet das neue Requiem für eine Welt“, die so schlecht ist, wie sie gerade noch „seyn kann, wenn sie überhaupt noch seyn soll“ (SCHOPENHAUER zitiert nach: L. Lütkehaus 2003: S.187). Oder die für den Stolz der Gattung schmeichelhaftere Selbstverabschiedung kraft Gentechnologie, „durch die die Menschheit sich rühmen kann, die erste Spezies der bekannten Welt zu sein, die die Bedingungen geschaffen hat, sich selbst zu ersetzen“. Ist das nicht die **zynische** Antwort auf die Frage nach dem „Übermenschen“? Überwindung des Menschen nicht im Geiste, „sondern IN DEN GENEN“ (Houellebecq: S.355f).

Mit dem unzeitgemäßen Störenfried würde *heute* kurzer Prozess gemacht werden, sollte er dem neurotischen Massenelend der globalisierten Schicksal-losen auf dem Weg zur Arbeit oder zum Arbeitsmarktservice in die Quere kommen mit seinem Aufruf: „Kommt zur (kynischen) Vernunft, die Letzten beißen die Hunde!“.

Es würde ihm etwa ergehen wie Friedrich Nietzsche, der die Frage anschwellen ließ, der sich bis heute die Meisten nicht stellen: „Leben um jeden Preis?“ Dafür, diese Frage aller Fragen an sich selbst abgearbeitet zu haben, für *sein* experimentum crucis, seine „take-and run-Geschenke, die er in Form von Aphorismen, Gedichten, Argumenten austreute“, um jeden *vornehm* werden zu lassen, der sich dazu herausfordern lässt, seiner Frohbotschaft ebenbürtig zu werden (cf. Sloterdijk 2001: S.49), bezahlte er mit dem Wahnsinn.

Asketisch-kynische Züge trägt Nietzsches Existenz durchaus: Seit seiner Ächtung durch die universitäre Altphilologie fristete er an die fünfzehn Jahre ein finanziell angespanntes, nomadisches Dasein, zwischen dem Oberengadin, Nizza und der ligurischen Küste, ohne Häuslichkeit und Heimat, auf größter Distanz zum Land seiner Muttersprache, als Philosoph totgeschwiegen zu Lebzeiten, auf die Probe gestellt von extremer Kurzsichtigkeit und physischen Schmerzen, die ihn nur wenige Tage im Jahr verschonten, und die er mit Diätetik und Autotherapie in Schach hielt, worüber er in der Lebensbeschreibung *Ecce homo* bis hin zu seiner Verdauung detailliert Auskunft gibt. „Ich habe jetzt mit einem Cynismus, der welthistorisch werden wird, mich selbst erzählt: das Buch heißt 'Ecce homo'...(....) Das Ganze ist ein Vorspiel der **Umwertung aller Werthe**,...“ (Nietzsche: *Brief an Georg Brandes* vom 20. 11. 1888 in: KSA 8, 482). Und in der Umnachtung erlebt Nietzsche die *Wahrheit* des zu Ende gedachten Kynismus: Er wird seinen Urin trinken und sich mit seinem „Koth“ bestreichen. Alle Krücken der Zivilisation sind abgeworfen, das überlebensnotwendige Spiel der Masken ist aus, die Scham-losigkeit als Endlösung der Angst sitzt auf dem Thron, ihr Name: Unschuld oder Redlichkeit pur. „Cynismus ist die einzige Form, in welcher gemeine Seelen an das streifen, was Redlichkeit ist“ (KSA 5, S.44f = JGB 26). Nicht nur an die Redlichkeit streifen, sondern sie als *conditio sine qua non* des „vornehmen“ Menschen zu realisieren, darin besteht die neokynische Alternative zur herrschenden Moral: „Es ist Nietzsches entscheidende Setzung, daß es in der Geschichte der Menschheit noch keine wirkliche Vornehmheit gegeben habe - das milde Idiotentum der Jesus-Figur und die souveräne Hygiene des Buddha vielleicht ausgenommen. Aber beide verkörpern in seinen Augen defiziente Formen der Generosität, weil sie im Rückzug von der *vita activa* verankert sind. Sie warten darauf, durch weltbejahende schöpferische Lebenshaltungen überboten zu werden“ (Sloterdijk 2001: S.49). Durch die Lumpen der Kyniker lugt nicht, wie ihre Kritiker höhnten, die Eitelkeit des Verzichts, sondern der Reichtum eines Innen, das sich entäußert, verausgabt, sich

weitergeben will, aber ohne seine „Exkreme“ zu vergolden, ohne trügerischen Hintersinn oder behübschende Sublimierung der so genannten „niederer“ Lebensfunktionen, sondern bellend, beißend und pissend.

Noch ein Wilhelm REICH wurde für ein ähnliches „Geschenk“ an die Menschheit: „Wo Über-Ich war, soll Ich werden“ (O. Fenichel zitiert nach Bernd A. Laska: <http://www.lsr-projekt.de>) von der als *Food and Drug Administration* (FDA) verkleideten US-Inquisition 1956 ins Gefängnis und zur Strecke gebracht. Ein Ende mit Schrecken, das der „Realo“ Sigmund Freud seinem verstoßenen Musterschüler Reich und allen vorausgesagt hatte, die der Selbstverhässlichung des Lebens, der Sklaverei der gesitteten Anpassung an das, was krank macht, ein Ende setzen möchten, indem sie die Menschenkinder der ERZIEHUNG *entziehen*, die nichts anderes ist als Konditionierung durch Lüge und Terror, beschönigend auch Zuckerbrot und Peitsche genannt. In »Das Unbehagen in der Kultur« (1930) „pries Freud erneut ostentativ die innerpsychische, irrationale Selbstunterdrückung, das Regiment des Über-Ich, den spezifisch menschlichen „Kulturkampf“, als den, wenn auch mit jenem unilgbaren „Unbehagen“ (welch ein Euphemismus!) erkaufen, „wesentlichen Inhalt des Lebens überhaupt“. (27) Reich hingegen, (...) postulierte 1936 in seinem Buch »Die Sexualität im Kulturkampf« den „Abbau der moralischen Regulierung“, aus dem eine gänzlich neuartige, nicht mit Freuds „Unbehagen“ geschlagene Kultur entstehen würde (Laska: <http://www.lsr-projekt.de>).

Zur Verdeutlichung: „Das **Freud'sche Über-Ich** entsteht als „Erbe des Ödipuskomplexes“ in früher Kindheit, und die introjizierten Normen, die es als irrationales Gewissen, als Träger der „Werte“, der Tradition usw. enthält, sind, obwohl großteils unbewusst, verbalisiert. Reich kam jedoch, je mehr er von der Psychoanalyse als rein verbaler *talking cure* zu einer „Charakteranalyse“ und „Vegetotherapie“ fortschritt, die den Körperausdruck und allgemein das Somatische mit einbezog, zu der Auffassung, dass das, was die Psychoanalyse als Über-Ich erfasste, seinen maßgeblichen Grund nicht, wie Freud meinte, in letztlich hereditären, unveränderbaren Gegebenheiten hat, sondern in frühkindlichen bis perinatalen präverbalen Einwirkungen der erziehenden Umgebung. Eine wirksame Neurosenprophylaxe wäre also durchaus möglich, allerdings nur, wenn sie bereits hier ansetzte. Der Kern der **Reich'schen** „anarchistischen“ „Pädagogik“ könnte somit als **Verhinderung der -- richtiger: das Unterlassen der Erzeugung der Disposition zur -- Über-Ich-Bildung** umschrieben werden“ (zitiert nach Laska: <http://www.lsr-projekt.de>).

(2) „Den Menschen in die Natur zurückübersetzen“ oder die „ENTWERTUNG ALLES UNVERFÜGBAREN“

Peter Sloterdijk, dessen Diogenes-Kapitel in seiner *Kritik der zynischen Vernunft* (S.296-319) noch zwanzig Jahre nach Erscheinen fast keine Patina angelegt hat, warnte davor, „den philosophischen Gehalt des Kynismus zu unterschätzen, eben weil er sich 'nur' anekdotisch tradiert hat. Wie selbst große Geister vom Schlage Hegels und Schopenhauers dieser Gefahr erlegen sind....Vor allem Hegel war blind für den theoretischen Gehalt einer Philosophie, die der Weisheit letzten Schluß darin findet, für die entscheidenden Dinge des Lebens eben keine Theorie zu haben, sondern lehrt, das Wagnis der Existenz wach und heiter auf sich zu nehmen“ (S. 303).

Wie schaut nun eine Praxis aus, die darin besteht, keine Theorie zu haben, oder anders gefragt, wie (er)lebt der Kyniker sein existenzielles Lehr- und Lernziel, wie

nahe kann/soll er dem Ideal kommen, wenn der „vollendete Cyniker“ - nach Nietzsche - das Tier ist?

Der beherrschenden Theorie seiner Zeit, der platonischen, geruht Diogenes nicht auf ihrem Terrain entgegenzutreten, sie wird vielmehr banalisiert oder ad absurdum geführt, indem der Kyniker z. B. die Ideenlehre scheinbar naiv beim Wort nimmt: „Platon hat den Menschen unter beifälligem Nicken seiner Schüler und anderer Gebildeter als federloses, zweifüßiges Tier definiert. Wenig später erscheint Diogenes mit einem gerupften Huhn in der Schule seines Konkurrenten und erläutert dem verdutzten Auditorium: 'Das hier ist also Platons Mensch!',“ (Weeber: S.83). Die „hündische“ Bodenständigkeit stellt die „akademischen“ Vordenker vom Kopf auf die Füße und räumt Gedankengebäude ab, die in den Himmel wachsen, um den Leuten die Erde zu vermiesen. So ist für Platon die Seele bekanntlich göttlichen Ursprungs, sie hat das Reich der Ideen gesehen, bevor sie in einem Körper gleichsam lebendig „begraben“ wurde, wie es das Wortspiel: soma /Körper = sema/ Grab illustriert, und mit einer irdischen Existenz vorliebnehmen muss, die nur Schein und Abbild der wahren und unveränderlichen, raum- und zeitlosen Welt der Ideen, die gleichsam die „Originale“ aller Dinge „dieser Welt“ sind, wirklicher und schöner und besser als das, was wir mit unseren Sinnesorganen für „Realität“ halten. Diogenes, der angeblich Verrückte, in Wahrheit „der zutiefst Normale, der wie kein anderer aller Lehre und Doktrin fernblieb“ (Cioran, Zerfall: S.84) ist „taub gegen die Lockweisen alter metaphysischer Vogelfänger, welche ihm allzu lang zugeflötet haben: 'du bist mehr! du bist höher! du bist anderer Herkunft!',“ er will den Menschen „zurückübersetzen in die Natur; über die vielen eitlen und schwärmerischen Deutungen und Nebensinne Herr werden, welche bisher über jenen ewigen Grundtext homo natura gekritzelt und gemalt wurden“ (Nietzsche: KSA 5, 169 = JGB Nr. 230). Seine Antwort auf den „athenischen Herrenidealismus“ werden „nackte Argumente“ sein, d.h. sie entblößen (sich) bis auf den Grund der Wahrheit: „Vegetieren wie ein Hund, aber leben, lachen und für den Eindruck sorgen, daß hinter all dem nicht Verwirrung steht, sondern helle Reflexion“ (Sloterdijk: S. 210). An letzterem erkennt man nebenbei auch den Unterschied zu den verwirrten Vielen, die dahinvegetieren, weil ihre Reflexion als stillgelegte reflexhaft alles verachtet, was den eigenen Horizont überschreitet; man erkennt auch den Unterschied zwischen einem Kyniker und einem...Hund, auf den MARTIAL (4.53) einen Cosmus zynisch, naturgemäß, hinweist: Verwahrlostes Clochard-Sein an sich bzw. das Massenelend der Wohlstandsverwahrlosung gibt noch kein Recht auf die „Hundemarke“: Nicht alles, was kläfft und öffentlich Scheiße von sich gibt, ist auch kynisch.

*Hunc, quem saepe vides intra penetralia nostrae
Pallados et templi limina, Cosme, novi
cum baculo peraque senem, cui cana putrisque
stat coma et in pectus sordida barba cadit,
cerea quem nudi tegit uxor abolla grabati,
cui dat latratos obuia turba cibos,
esse putas Cynicum deceptus imagine ficta:
non est hic Cynicus, Cosme: quid ergo? Canis“?*

Den Alten da, den du, Cosmus, oft im Heiligtum unserer Pallas siehst / und an der Schwelle des neu erbauten Tempels / mit Stock und Ranzen, dem grau und verwahrlost / die Haare stehn, dem auf die Brust ein schmutziger Bart fällt, / den ein vergilbter Mantel, die 'Braut' seiner nackten Pritsche, bedeckt / und dem unterwegs die Leute Brot reichen, um das er sie anbellt- / hereingefallen auf die Erscheinung, die er vortäuscht, hältst du ihn für einen Kyniker. / Doch Kyniker ist er nicht, Cosmus. 'Was dann?' Ein Hund. (Ü: Barié/Schindler 1999)

Ganz ohne Grundsätze kommt auch die kynische Antiphilosophie nicht aus, es gibt ein *summum bonum*, nämlich die *eudaimonia* oder *vita beata*, die in der inneren Freiheit, d.h. in der Erreichung aller selbstgesetzten Ziele, besteht. Dahin gelangt man(n) durch die „ENTWERTUNG ALLES UNVERFÜGBAREN“ (Hossenfelder), die einerseits untersagt, sich unerschwingliche Ziele in den Kopf zu setzen oder in vergänglichen Gütern zu schwimmen; und die zugleich die Einsicht anmahnt, dass alle unerfüllbaren Bedürfnisse, Diogenes nennt sie „Lüste“, wert- und belanglos sind, wahre Lust stellt sich ein, indem man sich den „Lüsten“ verweigert: „Doch in ihrer Dummheit leben die meisten unglücklich. Dabei bereitet die Verachtung gerade der Lust die größte Lust. Und wie, wer sich an ein lustvolles Leben gewöhnt hat, ungerne das Gegenteil auf sich nimmt, so verachtet, wer auf eben dieses Gegenteil eingeübt ist, mit größerer Lust die Lüste selbst“ (DL 6,71). Im Überfluss erfüllte „künstliche“ Bedürfnisse verschaffen keinen zusätzlichen Lustgewinn, *eadem sunt omnia semper*, im Gegenteil, der zivilisatorische overkill macht das „preiswerte“ Leben selbst „überflüssig“, wie in dem bekannten Slogan: „Warum leben, wenn Sie schon für 10 Dollar beerdigt werden können?“ (zitiert nach Sloterdijk 1983: S.369). Dem unerbittlichen Entwerter des Unverfügbaren winkt ein Hochsicherheitszustand, die Autarkie, deren Inhaber immer alles bei sich hat (*omnia mea mecum sunt*) und sich, wenn er aus den Schießscharten seiner Festung einen Blick nach draußen riskiert - nach einem Wort Epikurs - fühlt „wie ein Gott unter Sterblichen, denn keinem Sterblichen gleicht der Mensch, der inmitten unsterblicher (= stets verfügbarer und unverlierbarer) Güter lebt“. Diesem (typisch männlichen) Streben nach Unabhängigkeit von Bedürfnissen und Begehrlichkeiten droht nach Diogenes allergrößte Gefahr durch das sexuelle Angewiesensein auf andere Körper, männliche, aber vor allem weibliche. Nichts fürchtet er mehr, als - genital geködert - früher oder später im Netz ehelicher und familiärer Pflichten zu zappeln. Eine Freiheitsberaubung, der selbst Sokrates nicht vorzubeugen wusste! Unverzeihlich: Das Vorbild aller Denker war ein *Familienmensch!* Dementsprechend rabiater gerieren sich die Ausfälle des Diogenes gegen die Liebe(sgöttin), die für die geschlechtliche Not des Mannes verantwortlich gemacht wird. Gegen die Illusion und das Verhängnis, die die Kopulationen und die Familie immer wieder fortsetzen, empfiehlt Diogenes die sofortige Evakuierung des Samens beim bloßen Anblick einer weiblichen Silhouette, durch Masturbation oder die Entladung bei Huren, vorausgesetzt, sie bieten sich gratis an, was ihm öfters passiert sein soll. „Auf den Tadel hin, dass er lasterhafte Örtlichkeiten aufsuche, sagte er: 'Auch die Sonne scheint auf Latrinen, ohne sich zu beschmutzen' (DL 6,63). Hier zeigt sich nebenbei ein auch beim Stoiker Seneca wiederkehrendes Erklärungsmuster: Oberflächlich gesehen ähnliche Verhaltensweisen, hier der Bordellbesuch des (gesunden) „Weisen“, der sich so mit der (seelisch kranken) Masse der Unerleuchteten gemein zu machen scheint, seien Ausdruck grundlegend verschiedener innerer Befindlichkeiten, sie entspringen einer konträr motivierten Persönlichkeit: „Der Weise wird sogar tun, was die Wollüstigen tun, was die Nichtwisser tun, aber nicht auf ihre Art und nicht in ihrem Sinn“ (Seneca: frg.20 - Haase). Was arrogant oder nach matter Ausrede klingen mag, heißt: An ihren Früchten werdet ihr sie erkennen. Der „Himmelshund“, für den Sex im wahrsten Sinn des Wortes Notwehr gegen das Attentat „Sexualität“ ist, kommt auch dort ohne Schmutzspritzer davon, wo andere Männerseelen knietief im Schlamm ihrer geschlechtlichen Not stecken bleiben, sei es, dass Sexbesessene ihre enden wollenden Fantasien an immer anderen

Frauen(körpern) narzisstisch wiederholen oder als Familienväter für alles unbeschränkt haften, was sich aus der „Heiligen Familie“ ableiten lässt: „Menstruation, schwangerschaft, geburt und das stillen, wie können wir derartige formen der sklaverei in ehren halten, sie sind abstoßend und viele männer erschauern, wenn sie nur daran denken, auch wenn sie ihren abscheu nicht äußern, aus angst davor als abartig zu gelten. verliebte männer tun so, als würden sie nicht daran denken, die anderen schweigen, es ist ein thema, dem man ausweicht und es ist peinlich für alle, die moslems versichern, dass die frauen diese leiden nicht mehr haben werden, wenn sie mit uns im paradies sind, was bedeutet, dass es keine heilung gibt, die juden danken Gott jeden tag, dass er sie als männer zur welt kommen ließ.“ (Caraco, *Post mortem*)

Zwar unvergiftet von der christlichen Körperfeindschaft, aber mindestens so erbittert, wehrt sich das Autarkiestreben im „Himmelshund“ gegen den sexuellen Instinkt, weil er allzu leicht in der Leidenschaft (ver)endet, die in der Antike allgemein nicht als naturgemäß, also vernünftig, sondern als Wahn (*furor*) galt, dem das Männchen anheimfällt, wenn es „schwindelndes Entzücken“ beim Anblick eines „Weibes“ ergreift, wie Schopenhauer es nennt, wobei die Natur als unhintergebar (böser) Wille zum Leben die Puppen tanzen lässt: „Daher kann ... die Natur ihren Zweck nur dadurch erreichen, daß sie dem Individuo einen gewissen WAHN einpflanzt, vermöge dessen ihm als ein Gut für sich selbst erscheint, was in Wahrheit bloß eines für die Gattung ist, so daß dasselbe dieser dient, während es sich selber zu dienen wähnt; bei welchem Hergang eine bloße, gleich darauf verschwindende Chimäre ihm vorschwebt und als Motiv die Stelle einer Wirklichkeit vertritt. Dieser WAHN ist der INSTINKT“ (*Die Welt als Wille und Vorstellung* IV, Kap.44).

Die Attacken des Diogenes auf die Frauen scheinen ihn auf den ersten Blick mit der seit Platon unter den männerbündelnden Philosophen des Abendlandes epidemischen Misogynie zu verbinden: „Als er an einem Ölbaum erhängte Frauen sah, bemerkte er: 'Wenn doch alle Bäume solche Früchte trügen',“ (DL 6,52). Die ihn (vielleicht erregende) Position einer Frau im Tempel, „die sich 'in höchst anstößiger Weise' vor den Göttern niederwirft“, reizt Diogenes zu einem gleichermaßen misogynen wie blasphemischen Biss: „Schämst du dich nicht, Weib, dich vor dem Gotte, der vielleicht hinter dir steht - denn alles ist seiner voll - bloßzustellen?“, (S.196). Sarkastisch? Ja, tief dringt der Biss ins Fleisch der frommen Denkungsart, und in das vom männlichen Blick verdinglichte der Frau. Mit der gleichen Verachtung straft Diogenes auffällig oft auch die zu seiner Zeit gesellschaftlich und „platonisch“ abgesegnete Knabenliebe (DL 6, 46 + 59 + 62 + 65!!): „Zu einem jungen Mann, der sich über die Menge der ihn Bedrängenden beklagte, bemerkte er: 'Dann hör auch du auf, die Insignien deiner geilen Lust herumzuzeigen',“ (6, 47). Im Unterschied zu den praktizierenden Päderasten und verklemmten Lüstlingen unter seinen Kollegen bekannte sich Diogenes zu seinen Bedürfnissen, um ihnen zu entgehen. Es war ehrlich, wenn er nicht stoische Gelassenheit simulierte, sondern wütend gegen alle Spielarten des wenn nicht mächtigsten, so doch durchtriebensten Instinktes kämpfte. „Auf die von Phryne in Delphi gestiftete goldene Aphrodite soll er geschrieben haben: 'Ein Geschenk der griechischen Geilheit“ (DL 6,60). Wenn er seinen Verzicht auf Familie und Fortpflanzung dauerhaft durchhalten sollte, musste der „Hund“ im Ringen mit dieser „Naturkatastrophe“ im eigenen Fleisch mit Abwehrhandlungen überreagieren, und proportional zur Gefahr wird das Gebell geradezu panisch: „Beim Anblick einer Frau in einer Sänfte sagte er: 'Der Käfig passt nicht zu dem Untier!“ (DL 6, 51).

Das kynische Angebot der „ENTWERTUNG ALLES UNVERFÜGBAREN“ als Königsweg zur *vita beata* stieß „bürgerliche“ Kunden vor den Kopf, weil es tief in die Lebensgewohnheiten einschneidet, indem es die Bedürfnisse rigoros reduzierte und eine fast sado-masochistische (Selbst)Zucht voraussetzte. Nicht zufällig wird Diogenes eine Schwäche für das auf Krieg gedrillte spartanische Staats- und Erziehungswesen zugeschrieben (cf. Weeber: S.134). Die kynische Askese taugte nicht für eine Feierabendphilosophie, bei der Leben und Lehre getrennte Wege gehen konnten: „Man hat sein Lüstchen für den Tag und sein Lüstchen für die Nacht: aber man ehrt die Gesundheit“ (Nietzsche, KSA 4, 20). Denn der „Hund“ vollstreckt zumeist, was er denkt. Er ist der Elefant im Porzellanladen der antiken Gesittung, der leibhaftige Höllenhund, NICHTS ist ihm heilig, weder Vater noch Mutter, weder Ehe noch Freundschaft („Als jemand wissen wollte, wie Diogenes seine Freunde behandle, sagte er: 'Wie Geldbeutel, die man sich umhängt, wenn sie voll sind, und wegwirft, wenn leer.' - DL6,50), weder Arbeit noch Politik („die Politiker sind Lakaien des Pöbels“), noch Wissenschaft und schöne Künste, besonders ausdauernd ist seine Verhöhnung des Profisports, „die Dionysischen Wettkämpfe (seien) ein gewaltiges Blendwerk für Blödsinnige“ (6, 24). Inzest und Kannibalismus sind kein Tabu, warum nicht Menschenfleisch verzehren, wenn es ums Überleben geht? Diogenes hätte MONTAIGNE zugestimmt, dass es „eine weit ärgere Barbarei sei, einen Menschen lebendig zu fressen als tot zu fressen; einen Körper durch Qualen und Marter zu zerfleischen, der noch alle seine Gefühle hat, ihn bei langsamem Feuer zu braten, durch Hunde und Schweine zerreißen lassen (wie wir dergleichen nicht etwa bloß gelesen, sondern noch erst kürzlich gesehen haben, und das dazu nicht etwa unter alten Erbfeinden, sondern unter Nachbarn und Bürgern eines und desselben Staates: und was das ärgste ist, unter dem Vorwande der Religion und der Rechtgläubigkeit!), als ihn zu braten und zu verzehren, wenn er des Lebens beraubt ist“ (*Essais* hrsg. von Ralph-Rainer Wuthenow 1976: S.93).

Auch vor den Göttern und vor allem ihren „Funktionären“ macht der kynische Kahlschlag nicht Halt, nach der Maxime: „Alles Denken aber, das nicht gegen den heiligen Geist sündigt, ist Geister- und Gespensterglaube“ (Max Stirner, *Der Einzige und sein Eigentum*, S.390). Wenn wir seine einschlägigen Ausfälle beim Wort nehmen, war der „Himmelshund“ Atheist, unzweideutiger als z.B. Epikur, der die Götter zwar dezent zur Untätigkeit in den Intermundien verurteilt, ihre Würde aber unangetastet lässt, auch wenn beide nicht in der offiziellen Liste der Gottesleugner der Antike (Kritias von Athen, Prodikos von Keos, Euhemeros u.a) aufscheinen. Religiöse Zeremonien, Mysterienkulte, Traumdeutung, Mantik und Gebete erklärt der „Leibhaftige“ zum faulen Zauber einer Priesterkaste, die sich am Elend ihrer „Schäfchen“ verköstigt und schon aus Eigennutz dafür Sorge tragen wird, dass es immer so bleibe, das Elend, auf dass sie es lindern darf. Nietzsche wird genau das sagen - nur schöner! So weit es (denk)möglich war, beleidigte Diogenes das religiöse Empfinden seiner Zeitgenossen. Mag auch für die, die daran glauben müssen, alles voller Götter sein, *quid ad me?* fragte der „Hund“ auf griechisch, immer am Abgrund der in Athen beliebten Asebie-Anklage, deren prominentestes Opfer Sokrates war.

Und er ist ein Nihilist in dem Sinn, dass er das *Mensch-Sein* unterlaufen will: Nur ein *Hundeleben* ist besser als überhaupt nicht zu sein. Mensch zu sein ist für den *Hund* kein Adelsprädikat, die Gattung hat keine Anrechte gegenüber dem Einzelnen, ein Untergang der Menschheit ist für ihn so egal, „wie wenn Mücken und Wespen ausstürben“ (S.164). Aber, und das unterscheidet Diogenes von den Nihilisten

ohne Wissen
wissen wir
wischen nicht
von ihm

modernen Kalibers, der Frage Schopenhauers: „Warum nicht lieber gar nichts, als diese Welt?“ wäre er verständnislos gegenübergestanden. Das Aussterben der Menschheit muss der Kyniker sozusagen mit in Kauf nehmen, soll seine kompromisslose Ablehnung von Nachkommen, Familie und Staat glaubwürdig sein, aber die Einsicht in die „Werthlosigkeit des Lebens“, so Nietzsche, „hat sich noch nicht gegen das Leben gewendet. Nein: Viel kleine Überwindung und ein loses Maul befriedigen da!“ (KSA 10, 310).

Das Schandmaul hängt an dem Leben, nicht obwohl es allem entsagt, was das Leben erleichtert oder verstüßt, wie Liebe, Besitz, Erfolg, Nachruhm usw., sondern *weil* es genau das für gleichgültig erklärt hat. Was heißt *Leben*? Diese Frage stellte viel später - erschüttert - auch ein junger Lord denen, die ihm vorwarfen, sich dem „wirklichen“ Leben zu verschließen. „Nun, Geselligkeit, Pferderennen, Freunde, Heiraten, eine Familie gründen, wird ihm gesagt. Ach so, antwortet der Lord darauf, nun, wenn das Leben heißt, das erledigt für mich mein Diener“ (zitiert nach: Kertész 1997: S.74). Die für die Meisten entscheidenden Gründe zu leben, entscheiden für den Kyniker ... Nichts. Seine Hunde-Existenz ist ihm Alles, der „Hund“ will ewig leben. Das ist sein Credo. Von modernem Lebensüberdruß oder dem Hineingehalten-Sein ins Nichts ist er verschont, er ruht in seinem animalischen Kern, der ihn nie enttäuschen kann, *leibhaftig* zu sein genügt, um sich souverän zu bejahen und allen Konventionen die Stirn zu bieten. Ein Glückszustand, den wir uns *mutatis mutandis* vielleicht so vorstellen können, wie ihn ROSA LUXEMBURG in einem Brief an Sophie Liebknecht ins 20. Jhd. transponiert hat. Sie schreibt aus dem Gefängnis, gleichsam einem „Laboratorium“ der Entbehrungen, die sich der Kyniker systematisch selbst auferlegt:

„Wie merkwürdig, daß ich ständig in einem freudigen Rausch lebe - ohne jeden besonderen Grund. So liege ich zum Beispiel hier in der dunklen Zelle auf einer steinharten Matratze, um mich im Hause herrscht die übliche Kirchhofsstille, man kommt sich vor wie im Grab; vom Fenster her zeichnet sich auf der Decke der Reflex der Laterne, die vor dem Gefängnis die ganze Nacht brennt. Von Zeit zu Zeit hört man nur ganz dumpf das ferne Rattern eines vorbeigehenden Eisenbahnzuges oder ganz in der Nähe unter den Fenstern das Räuspern der Schildwache, die in ihren schweren Stiefeln ein paar Schritte langsam macht, um die steifen Beine zu vertreten. Der Sand knirscht so hoffnungslos unter diesen Schritten, daß die ganze Öde und Ausweglosigkeit des Daseins daraus klingt in die feuchte, dunkle Nacht. Da liege ich still, allein, gewickelt in diese vielfachen schwarzen Tücher der Finsternis, Langeweile, Unfreiheit, des Winters - und dabei klopft mein Herz von einer unbegreiflichen, unbekannt inneren Freude; wie wenn ich im strahlenden Sonnenschein über eine blühendé Wiese gehen würde. Und ich lächle im Dunkeln dem Leben, wie wenn ich irgendein zauberhaftes Geheimnis wüßte, das alles Böse und Traurige Lügen straft und in lauter Helligkeit und Glück wandelt. Und dabei suche ich selbst nach einem Grund zu dieser Freude, finde nichts und muß wieder lächeln - über mich selbst. Ich glaube, das Geheimnis ist nichts anderes als das Leben selbst...“ (Briefe aus dem Gefängnis 2000: 97f).

Der „Protokyniker“ lächelt selten, das überlässt er der Konzilianz seiner Nachfolger, den Stoikern und deren Konkurrenten auf dem Markt der Seelsorge, den Epikureern und Skeptikern, aber er hat viel zum Lachen und hält sich ans „Leben selbst“, es ist ihm Lernziel, Lernprozess und eine Lehre zugleich, an der auch die Anderen gesunden sollen, er suhlt sich im Existieren als seiner Wahrheit, die ihn über alle(s) erhebt, indem sie hündisch-nackt fürs Irdische einsteht, noch als geprügelter hält der Hund der Erde die Treue, Kynismus ist in diesem Sinn „Existenzialismus“: Was

dessen modernem Vertreter sein illusionslos-zuversichtliches Ausharren in der Absurdität als „hoffnungs-lose Parade von Augenblicken einer hellstichtigen Suche, die „ja“ sagt (cf. Camus: S.111), ist jenem das ganz unmelancholische, handfeste Glück eines „naturgemäßen“ Daseins, das allen offensteht, denn im Naturzustand, im animalischen Kern sind alle Menschen gleich, alle so nackt wie *nach* der Vertreibung aus dem Paradies - und jeder ist EINZIG: „Nur als dieses einzige Ich nehme Ich Mir Alles zu eigen, wie Ich nur als dieses Mich betätige und entwickle: Nicht als Mensch und nicht den Menschen entwickle Ich, sondern als Ich entwickle Ich - Mich“ (Max Stirner).

(3) Das Private ist politisch oder die Scham ist tot! (sie hat Gott nicht überlebt)

Der Name der „Bewegung“ oder „Schule“ verdankt sich bekanntlich dem Skandal, dass die Kyniker alle ihre Bedürfnisse, auch die so genannten niederen, öffentlich verrichten, weil sie erzieherisch und aufklärend wirken wollen, wie auch noch im 18. Jahrhundert der Tabubruch einen Erkenntniszuwachs bedeuten konnte, als z.B. „der pornographische Roman einen bis dahin beispiellosen Aufschwung (nahm). Nicht wenige Vertreter des Libertinismus rechtfertigten ihre Angriffe auf die herrschende Moral als Propaganda für die Sache der Aufklärung. Schon ein Titel wie Jean-Baptiste d'Argans' «Thérèse philosophe» - abgefasst in der geläufigen Form der Hurenbeichte - sprach die Grundthese der Literaturgattung aus und erklärte, dass sexuelle Erfahrung zu wahrer Weltweisheit führe. Ihre erste Selbstbefriedigung, gibt die Titelfigur des Romans zu Protokoll, sei die erste Erleuchtung ihres Geistes gewesen“ (Ralf Konersmann/Internet). Heute werden die Gehirne der Zuschauer vom sexuellen „anything goes“ der TV-Kanäle gewaschen, die nicht zufällig so heißen, erlaubt ist, was gesendet wird, um Lohnabhängige und Arbeitslose davon abzulenken, dass sie unwiderruflich in der Globalisierungsfalle sitzen und die Katze des Kapitals mit ihnen treibt, was sie nicht lassen kann: Schlüpfen wir ansatzweise in die Haut der Maus..., danke, das genügt. Was heute als Tittytainment die Wohnzimmer zur Kloake der Volksverdummung macht, funktionierte damals noch als Aufklärung durch Schamlosigkeit und fegte die Grenze zwischen *privacy* und Öffentlichkeit hinweg, die Agora ist des Himmelshundes Großes Schlafzimmer, die nach außen gestülpte Privatsphäre soll die öffentlich zur Schau getragene Gesittung absaugen, die oktroyierten Rituale von „Sei artig!“ und „Kusch!“ sollen ausgehöhlt werden, „denn Politik ist gestern und heute mehr denn je das, als was die Kyniker der zerfallenden griechischen Stadtgemeinschaften sie erlebten: ein bedrohliches Zwangsverhältnis von Menschen zueinander, eine Sphäre bedenklicher Karrieren und fragwürdiger Ambitionen, ein Mechanismus der Entfremdung, die Ebene des Krieges und des sozialen Unrechts - kurzum jene Hölle, die die Existenz gewaltfähiger Anderer über uns verhängt“ (Sloterdijk: S. 212f). Dagegen tritt der Kyniker frontal an und setzt sich selbst aufs Spiel, ohne Eigentum und soziales Netz, ohne Intimsphäre und Alibi, ist er der gläserne Mensch aus Überzeugung, für den *politeuein*, also: „Bürger sein“, bedeutet, seine Einzigkeit zu leben; als Streunender unter Sesshaften, als „Ich“ unter Rollenträgern ist er nie „privat“, nie für sich und die Anderen los, er hat sich selbst bis auf die Autarkie enteignet, *daher* lebt er ohne Scham und ohne die Angst, mit der jede Regierungsform das Individuum in Schach hält. Was die Herrschenden und ihre Handlanger wie die Pest fürchten, bringt den Kyniker gerade zu sich selbst: Ist der Ruf erst ruiniert, lebt es sich ganz ungeniert.

Aus den gesellschaftlichen Rücksichten herausgelöst, ausgestiegen aus dem Komfort der Zivilisation, die nach der Meinung ihrer Verfechter von Hobbes bis Freud das Verdienst hat, dem Krieg aller gegen alle ein Ende gesetzt und ein Zusammenleben erst ermöglicht zu haben, allerdings um den hohen Preis des allen eingebrannten Triebverzichts, ist der „Hund“ immer er selbst, weil er sich dem kontrollierenden Blick des Anderen ungeschützt aussetzt, ja aufdrängt, als unverschämter Bettler, missionarischer Paria, als „verrückt gewordener Sokrates“, und schon dessen vergleichsweise urbane Ironie konnte die „Philister“ in Rage bringen. Der Hund aber reibt sich an den Anderen und auch (an) sich selbst, und hebt nicht nur metaphorisch das Bein, so dass Alle sehen und erkennen können, wie natürlich das Verbotene ist, von dem die Zensur künstlich ein großes Aufheben macht. Man kann wegschauen, aber die nackte Wahrheit des Hundes skandalisiert und erregt: Denn diese Wahrheit ist kein „Weib“, „das Gründe hat, ihre Gründe nicht sehen zu lassen“, aus „Schamhaftigkeit“ (Nietzsche, KSA 6, 439), und das ihre Hüllen deshalb nicht fallen lässt, weil eine Entschleierung nicht garantiert, dass dann die Wahrheit noch Wahrheit bleibt. Die Wahrheit ist hier ein „Hund“, der seine *Scham* sehen lässt, um sie dem Betrachter zu nehmen, ihn scham-los und damit zum Genießen fähig zu machen, wo Über-Ich ist, soll Ich werden, Ich soll (über-)leben, und nicht die Scham und ihre obszönen Schergen, die das Ich nicht nur zur Strecke, sondern auch noch zur Selbstverachtung, auf den „Hund“ gebracht haben, wie am Schluss von Kafkas *Der Proceß*: „Aber an K.'s Gurgel legten sich die Hände des einen Herrn, während der andere das Messer ihm ins Herz stieß und zweimal dort drehte. Mit brechenden Augen sah noch K. wie nahe vor seinem Gesicht die Herren Wange an Wange aneinandergelehnt die Entscheidung beobachteten. 'Wie ein Hund!' sagte er, es war als sollte die Scham ihn überleben“.

Um den „Herren“ die Demütigung zu erschweren, mit der sie uns da unten zu braven Idioten abrichten, die einer Autorität oder einer fixen Idee lebenslänglich auf den Leim gehen, fahren die wildernden Hunde dem Über-Ich an die Gurgel. Das auf seine schmerzliche Reifung zum Befehlsempfänger stolze Sozial- und Kulturwesen, das unter Hochdruck und zumeist auf dem Bauch vor Vater- und Mutterfiguren „an sich arbeitet“, hat das in seine so genannte Domestizierung gesetzte Vertrauen schon längst dementiert und mit *Shoah*, *Gulag* und Pol Pot im vergangenen Jahrhundert auch das Grundvertrauen in die durch „innerpsychische, irrationale Selbstunterdrückung“ erkaufte Zivilisation für immer ruiniert: „...von der nie zuvor erfahrenen Marter und Erniedrigung der in Viehwagen Verschleppten fällt das tödlich grelle Licht noch in die fernste Vergangenheit, in deren stumpfer und planloser Gewalt die wissenschaftlich ausgeheckte teleologisch bereits mitgesetzt war“ (Adorno, *Minima Moralia* 201991: S.315). „Arbeit macht frei“ - Im Zynismus der Lager (und deren Verdrängung ins „Wirtschaftswunder“) ist Arbeit zu dem geworden, was sie immer war, eine Sklaventugend: „Die Arbeit ist der einzig funktionierende und wirksame Gott, dem die Menschheit, verhohlen oder unverhohlen, einmütig huldigt, wie einem neuen Moloch, und der ihr moralisches Leben radikal durchdringt; die Moral der Arbeit hat jede andere Moral - selbst die Ethik der Arbeit - in den Hintergrund gedrängt, sie ist völlig *an und für sich* (im Orig. deutsch). Doch der sich aus der Arbeit entwickelnde Automatismus beschert der Gesellschaft bald eine ums Tätigsein - also um Gott - gebrachte Masse“ - Resultat: Die Masse verlegt sich seit einigen Jahrzehnten weltweit aufs Vernichten von Gütern und Lebensraum - „denn schließlich ist auch Zerstörung Arbeit...“ (Kertész: S. 88f). Der

„Falschmünzer“ aus Sinope weiß, dass viel Falschgeld im Umlauf ist, er enthüllt, was faul ist im Staate und den Seelen, er spricht aus, dass der König (und mit ihm jeder Vater, auch Gott-Vater) nackt ist, sieht nur, *das* ist sein Szepter!, und dass die Mütter (auch die Gottesmutter) Schlampe sind, wenn es darauf ankommt, er hätte Freuds Gedanken vom Inzestverbot als erster sozialer Institution und dessen Sicherung in der ödipalen Situation nicht verstanden: „Was war schon dabei, dass Ödipus mit seiner Mutter schlief“? Was soll das Gewese um den Inzest, kein (wirklicher) Hund und kein Esel schert sich darum, 'und ebensowenig kümmern sich die Perser darum, obwohl sie als die Aristokraten Asiens gelten' (Weeber: S.117).

(4) *Ars brevis, vita longa*: Nackte Argumente gegen das „Unbehagen an der Kultur“

„ein Hund riecht an mir und hebt das Bein...
das wird wohl, denke ich,
das Ende sein.“

(W. Wondratschek: *Blaue Blume* in: *Gedichte/Lieder* 2003: S.239)

Leben, einfach „nur“ leben, ist der kynische *Lebensinhalt*, *bene vivere*, ohne der Künste und Wissenschaften zu bedürfen, die die Schönheit zum Lebensmittel, und die Entzifferung der Natur zum Markenzeichen der Humanität proklamieren, die das Animalische transzendieren und *den* Menschen unvergänglich machen soll: *Vita brevis, ars longa*! Aber ist „all der tapfere Widerstand gegen das Vergängliche in der 'ars longa' wertvoller als ein tierisches Dahinvegetieren“ (Christoph Zanon, *Auf dem Trödelweg*: S.78)? Sind nicht gerade die posthum in Museen und Konzertsälen gefahrlos angehimmelten Ikonen der *ars longa* (nur) die Nebenprodukte eines lebenslangen, bis zum Zerreißen gespannten Ringens, mit dem die so genannten „Genies“ sich der Last ihres Talenten, um das sie alle beneiden, krampfhaft entledigen wollten? Sie, die oft unter dem Zwang standen, etwas ganz Anderes quälend erfolglos zu suchen, sind - so das Missverständnis - für die Kunstkenner und -konsumenten „am Kreuze gestorben“ und heiliggesprochen worden, beides gegen ihren Willen. Und diese Menschenopfer erfüllen die Gattung mit Stolz und Daseinsberechtigung. Pervers, sagen die Kyniker. Sie glauben nicht an *den* Menschen, sondern nur an sich, daher bedürfen sie nicht der symbolischen Weihen der Zivilisation: „Wer eben Glück und Behagen vom Leben ernten will, der mag nur immer der höheren Cultur aus dem Wege gehen“ (Nietzsche: KSA 2, 228 = MA I Nr. 277). Kein Bedarf für die Prothese der Kultur, die eine mächtige Illusion ist und ein Mühlstein um den Hals des naturgemäßen Lebens, eine anthropozentrische Anmaßung des *Untiers* (U. Horstmann 1983), das alle anderen verwertbaren Tiere zu Versuchskaninchen in seinen Folterlaboratorien degradiert und sich inzwischen ein ganzes Ökosystem mit Methode - aber die hat auch der Wahnsinn - untertan gemacht hat! Homer hin, die Pyramiden her, *nil admirari*! Diogenes hat keinen Zweifel, die narzisstische Selbstbewunderung des Kulturwesens Mensch ist ein Selbstbetrug, durch die kynische Schocktherapie sollen die Menschen lernen, sich *darüber* zu wundern. Mit der Verwunderung beginnt doch das selbstständige Denken und Fragen, das dagegen ankämpft, dass „letzten Endes der menschliche Verstand durch einen ihm eigenen

Konservativismus gekennzeichnet ist. Vorstellungen, die längst ihren Sinn verloren haben, bleiben hartnäckig in der menschlichen Psyche verankert und spielen weiter eine bestimmende Rolle in der menschlichen Entwicklung. Dies gilt nicht nur für den Bereich der Religion, sondern auch für Kunst und Literatur“ (aus dem Vorwort von Alan Woods zu: Alan Woods/Ted Grant, *Aufstand der Vernunft. Marxistische Philosophie und moderne Wissenschaft*. 2002). All den „aufgeklärten“ Gespenstergläubigen, die ihre Jenseitshoffnungen nun ebenso gläubig auf Kunst&Wissenschaft setzen, und ihre Mozarts und Einsteins vergötzen, möge eine in die Knochen fahrende Entgeisterung zuteil werden, die den Schleier der Sprachspiele und Ausflüchte aus dem „Überbau“ zerreißen und sie „zurück zur Natur“ zu kommen zwingt, die für Diogenes noch eine bergende und vernünftige war, für uns aber „jene Welt (ist), in der wir in Einzelhaft und zu Tode verurteilt sitzen“ (Flusser 1996: S.10/13), und die so sadistisch ist, wie sie der Knabe Michel in Michel Houellebecqs Roman *Elementarteilchen* im TV in der „wöchentlichen Sendung *Das Leben der Tiere* mit klopfendem Herzen“ erlebt: „Im ganzen gesehen war die ungezähmte Natur nichts anderes als eine ekelerregende Schweinerei; im ganzen gesehen rechtfertigte die ungezähmte Natur eine totale Zerstörung, einen universellen Holocaust - und die Aufgabe des Menschen auf der Erde bestand vermutlich darin, diesen Holocaust durchzuführen“ (S.39). Wobei der Mensch kulturgemäß die Sado-Maso-Krönung dieser „verfehlten“ Schöpfung bleibt: „Ein Film über wilde Tiere: rastlose Grausamkeit in allen Breitengraden. Die 'Natur', ein auf sich und sein Werk stolzer, genialer Folterer, triumphiert nicht ohne Grund: In jeder Sekunde erschrickt und erschreckt alles, was lebt. Das Mitleid ist ein seltsamer Luxus, den nur das perfideste, das wildeste der Lebewesen erfinden konnte, aus dem Bedürfnis, sich zu bestrafen und sich wild zu quälen“ (Cioran: S. 57).

Dieses *schmutzig-realistische* „Zurück zur Natur“, das der Illusion das Spiel verdirbt, gehört zum Kern jeder (neo-)kynischen Bewegung: „Wo Verhüllungen für eine Kultur konstitutiv sind, wo das Leben in der Gesellschaft einem Lügezwang unterliegt, erscheint im wirklichen Aussprechen der Wahrheit ein aggressives Moment, eine unwillkommene Entblößung (...) Zur 'nackten Wahrheit' wollen ist ein Motiv der verzweifelten Sinnlichkeit, die den Schleier der Konventionen, Lügen, Abstraktionen und Diskretionen zerreißen will, um zur *Sache* zu kommen“ (Sloterdijk 1983: S.27f). So geschehen im *exemplo cynico*, das anno 1969 am Philosophen und Musiker Th. W. Adorno statuiert wurde. Gerade Adorno, Zynismus-Antipode und Frauenfreund, hatte das am wenigsten verdient, aber die Entweihung herausgefordert - durch seine Aura des in neue Sphären der Empfindsamkeit abgehobenen Meisters sensibelster Erkenntniskritik und avanciertester ästhetischer *Theorie*. Das Erhabene verlangte, in den Schmutz gezogen zu werden, die akademische Jugend liebte Adorno, und das Wesen der Erotik ist die Beschmutzung (G. Bataille). Wie eine kleine Zeitungsnotiz vermeldete, „kreisten drei blumenschwenkende Genossinnen der 'Basisgruppe Soziologie' den Philosophen auf dem Podium ein und bemühten sich, ihn durch Küsse, entblößte Busen und erotische Pantomimen zu verwirren“ (Quelle: Arte-TV 2003). Vor der „Gewalt des Nackten“ (Sloterdijk) verstummte bitter enttäuscht und zutiefst verletzt der 65jährige Schöngeist. Auf seine Seele hatte es die verheerende Wirkung nackter Gewalt. Und man sollte die Aggression nicht unterschätzen, die von dem einfach „nur“ Leben des „Typs Diogenes“ entfesselt wird. Er praktiziert die nackte Wahrheit als Wahrheit des Nackten, er stellt als Model für des „Kaisers neue Kleider“ das Unsagbare und Untersagte, das gewöhnlich unter den Teppich gekehrt wird, vom Laufsteg des Alltags aus zur Rede.

Die kynische Anklage gegen das kultivierte Menschenwesen wirft den Kulturbringern und Fortschrittsfetischisten seit Prometheus vor, dass sie nicht wussten, was sie anrichten. Aber sie werden nicht ruhen, bis sie ihn erreicht haben, den Untergang der Erde am Geist, dem Geld und dem Müll. Einiges deutet darauf hin, dass dies auch der Zweck der Weltgeschichte gewesen sein wird, deren Darsteller lachende Haustiere sind, die periodisch Massaker veranstalten, dann wieder mit Gabel und Messer zu Tafelmusik speisen, schöne Bauwerke errichten und umwälzende Erfindungen machen, unzählige andere Ebenbilder Gottes sind derweilen von der Erdoberfläche vertilgt worden oder dürfen sich „ein Grab nur mehr in den Lüften schaufeln“. Der Auschwitz und Buchenwald-Kenner&Nobelpreisträger Imre Kertész notiert im Jahre 1980 auf Besuch in Dresden: „Ich ertappe mich dabei, daß ich die Menschen betrachte, wie Diogenes mit der Laterne. Lauter gutaussehende, adrette Menschen, doch als hätte man sie gebrandmarkt, glüht an allen das Zeichen der Durchschnittlichkeit. Ich kann mir nicht vorstellen, daß in dieser Stadt auf einmal jemand zu denken beginnt“ (S.96). Diesen Anblick bieten auch Einkaufsstraßen der „freien“ Welt, wo krampfhaft gestikulierende und autistisch radebrechende Konsumenten ihre äffische Maske spazieren führen, kranke und kümmerliche Karikaturen ihrer auf den Bäumen lebenden Ahnen, die von den als „Menschen“ Geborenen nicht von ungefähr im Zoo mit dem unheimlichen Gefühl besichtigt werden, hier narre sie ihr Doppelgänger, ihr verlorenes Paradies. Selber schuld, wir hätten uns nicht von den Bäumen herab in die „Geschichte“ stürzen sollen. Zuinnerst wissen wir, dass wir für die so genannten glanzvollen Höhepunkte unserer Zivilisation, den ganzen Stolz der Gattung, einen zu hohen Preis entrichten, dass wir in der Falle sind, über die Wilhelm Reich ätzte, dass sie bisher von den Insassen nur verschieden tapeziert oder künstlerisch ausgestaltet worden sei, einzelne Prachtexemplare der Gattung hätten die „Wände in allen Einzelheiten studiert oder ein Leben außerhalb der Falle nach dem Tod versprochen usw.“, aber es sei nie wirklich etwas unternommen worden, ihr zu entkommen (vgl. *Christusmord*: S.33f). Wohin auch? „Wir sind schon zu viele, um zu leben, um nicht wie Insekten, sondern wie Menschen zu leben; durch die Ausbeutung des Erdreichs vermehren wir die Wüsten, unsere Flüsse sind nur noch Senkgruben, und auch der Ozean beginnt den Todeskampf, doch Glaube, Moral, Ordnung und materieller Vorteil verbünden sich, um uns zur Überbevölkerung zu verdammen: Die Religionen brauchen Gläubige, die Nationen Verteidiger, die Industrien Verbraucher, das heißt, alle Welt braucht Kinder, egal, was aus ihnen wird, wenn sie erwachsen sind. Wir werden in die Katastrophe getrieben und können unsere Grundlagen nur dadurch erhalten, daß wir in den Tod gehen: Niemals hat man ein tragischeres Paradox, niemals einen offenkundigeren Wahwitz gesehen, niemals hat der Beweis, daß diese Welt eine Schöpfung des Zufalls, das Leben eine Nebensächlichkeit und der Mensch ein Versehen ist, eine allgemeinere Bestätigung erfahren. Wir haben nie einen Vater im Himmel gehabt, wir sind Waisenkinder, es ist an uns, das zu begreifen, an uns, erwachsen zu werden, an uns, denen den Gehorsam zu verweigern, die uns in die Irre führen, und jene zu opfern, die uns dem Verderben weihen, denn keiner wird uns freikaufen, wenn wir uns nicht selbst retten“ (Albert Caraco: S.58f). Aber wir sind wie gelähmt, denn in uns „spukt's“ immer noch, ein böser (heiliger?) Geist geht um und hat Visionen, wie es auf dem gepeinigten Globus trotz allem weitergehen muss: „Ewiger Fortschritt durch Wissenschaft, Technik und freien Wettbewerb“ oder „Grenzenlose Freiheit und Altern in Würde durch Pensionsfonds und Fernreisen“ oder „Ewiger Friede durch Waffen- und Drogenhandel“ oder „Wohlstand für Alle, Ess- bzw. Sinnstörungen für Viele in der Ersten Welt, garantiert durch maximale

Gewinne für Wenige und den ausbaufähigen Hunger in der Dritten, bald auch Vierten Welt" - darüber geht wie ein Regenbogen ein Zynismus von Gottfried Benn auf, der zum Wahlspruch der *Pax Americana* werden könnte: „Dumm sein und Arbeit haben, das ist Glück“ (zitiert nach: Sloterdijk 1983: S. 40).²

Aber: „Kein Zynismus kann das Leben übertreffen“ (Anton Pawlowitsch Tschechow, 1860-1904), die „Weltgeschichte“ ist der Beweis: Gespenstisch! Gespenster aus nächster und „bewältigter“ Vergangenheit in allen Winkeln der total erschlossenen Ökumene, selbst die so genannten Weltreligionen verkriechen sich noch immer nicht in dieselben. Die eine Hälfte der Welt zieht es *unfehlbar* nach Rom, die andere blökt flächendeckend „Allah“! Oder verhungert neben Heiligen Kühen. Wir reiben uns die Augen, aber der Schlaf der Vernunft will nicht weichen, wir sind noch am Leben, reichlich reduziert zwar, aber hurra, das ist noch das Hoffnungsvollste an unserem Zustand globalisierter Verwahrlosung, deren Spirale sich im Moment unter dem Pentagon-Werbeslogan „Krieg gegen den Terrorismus“ munter weiterdreht, unter anderem auch deshalb, weil ein ehemals suchtkranker Präsident das Böse in ihm selbst bis zum Endsieg außerhalb, im Irak, dann im Iran, bis hin nach China bekämpft haben wird - „und morgen die ganze Welt“.

Auch wenn diese Evidenz dem *www.* entommen werden kann, erreicht sie nicht wirklich die leer-informierten und vom alltäglichen Kleinkrieg am Arbeitsplatz ausgepowerten Endverbraucher der Ersten Welt. Eher schon die drangsalierten Möchte-gerne-Konsumenten der Dritten und Vierten Welt, die entweder für immer im Elend festsitzen und in ihrer ausgelassen-bunten Folklore (Karneval in RIO!), der ein Fixplatz in den Medien der reichen und gelangweilten Voyeure sicher ist; oder sie sind auf Völkerwanderung zu uns, da sie mit Recht auch den Wohlstand wollen, den wir mit ihnen nicht teilen können, weil er erstens auf ihrer Armut beruht und wir, zweitens, sonst NICHTS haben. Aus den aufwändig verkabelten Einzelzellen der Verbraucher und *user* in Europa, USA, Japan, den Tigerstaaten usw. dringen fast unhörbar Rufe nach Wind und Wolken, die metaphysischen Tiere - rund um die Uhr aufgeputscht von ihren künstlich stimulierten Bedürfnissen - ringen nach „luft von anderem planeten“ (stefan george), aber es ist nur die Wirkung von stimmungsaufhellenden Präparaten. Auf dem blauen Planeten scheint die Moral der Masse „nur noch der äußere Anstand, nur die wohlbekannte Grenze ihrer Möglichkeiten hält sie im Zaum. Unverständlich, daß es nicht jede Nacht zu Massakern, Brandstiftungen, Blutbädern und Plünderungen kommt, während am Morgen dann ein jeder wieder an seinem Arbeitsplatz erscheint“ (Kertész: S.95). Unbelehrbare, die diese Welt nicht für die beste aller möglichen halten, schließen für einen Moment die Augen in der Nacht des Denkens, in der das Licht nie ausgeht, und träumen von dem Ausweg, „der für alle deutlich sichtbar ist... Jedermann weiß, wo der Ausgang ist, und dennoch scheint niemand auf ihn zuzugehen. Mehr noch: wer immer auf den Ausweg zugeht oder auf ihn zeigt, wird für verrückt erklärt... Sobald einer versucht ins Freie zu gelangen, schlagen sie ihn tot“ (W. REICH zitiert nach Laska: S.83). Oder ist und bleibt, wie schon Sokrates zu verstehen gab („Kriton, wir schulden dem Asklepios einen Hahn: entrichtet ihm den und versäumt es

² Zum Trost, zwischendurch: „...daß die Geschichte nicht bloß eine Aufeinanderfolge von Übeln ist, die einer wie ich nur ohnmächtig schmähen kann, sondern auch, seit jeher, eine von jedermann (auch von mir) fortsetzbare friedentiftende Form“ (Peter Handke, *Langsame Heimkehr*).

nicht“), der Tod das *remedium vitae*, und das *mortem sibi consciscere* die wahre Krone der Schöpfung? „Die Selbstmörder sind die Vorform des fernen Geschicks der Menschheit. Sie sind die Boten und als solche soll man sie achten; ihre Stunde wird kommen; man wird sie feiern, man wird ihnen öffentliche Ehrungen darbieten, man wird sagen, daß IN DER VERGANGENHEIT sie allein alles erkannt, alles erraten hatten. Man wird auch sagen, daß sie vorangegangen sind, daß sie sich geopfert haben, um den Weg zu zeigen, daß sie auf ihre Weise Märtyrer waren: Haben sie sich nicht zur Zeit getötet, in der niemand verpflichtet war, und als der natürliche Tod noch in Schwung war? Sie wußten vor den anderen, daß die pure einfache Unmöglichkeit dereinst das Los aller sein würde und statt einer VERFLUCHUNG ein Vorrecht.“ (E.M. Cioran, *Die verfehlte Schöpfung*: S.65).

(5) Mit der Philosophie Ernst machen: Die „Hunde“ prostituieren sich in der Nacht des Marktes - mit oder ohne Laterne

„In dem Augenblicke, wo jemand anfängt mit der Philosophie Ernst zu machen, glaubt alle Welt das Gegenteil davon.“ (Nietzsche KSA 2, 527 = MA II Nr. 380)

„Zeigt die Blöße aller jener durch Menschensatzung aufgestellten Autoritäten auf, die in den weichen Gemütern, wo das Edelste Wohnung fassen könnte, sich eingenistet haben, verlöscht ihren blendenden angemasteten Nimbus, dass er dem freien Menschen nicht mehr imponiere, stösst alle Stützen um, woran seine schwachmütige Bedürftigkeit sich anlehnt, tut das kindische Wesen dar von all jener langmütigen Treue, jenem trägen, hingebenden Vertrauen, jener angestammten Verehrung, kurz, untergrabt jeden Glauben, der nicht ein Glaube des Geistes an den Geist ist, jedes Abhängigkeitsgefühl. Erst wenn der Mensch sich wieder bloss und verlassen sieht, kehrt er zu sich zurück und ermannt sich; eine Riesenkraft spannt dann seine Muskeln, der Mut schwillt an, und der Mensch erkennt sich selbst und seine Allmacht. Darum entkleidet frisch und mutig, reißt die Lappen des blinden Glaubens und der feigen Treue nieder; nur den Nackten erquickt das Bad im Morgentau der Freiheit. **Habt nur den Mut, destruktiv zu sein**, und ihr werdet bald sehen, welch' herrliche Blume der Eintracht aus der fruchtbaren Asche aufschiesst“ (Max Stirner, 1841 in: <http://www.lsr-projekt.de>)

„Bloss und verlassen ermannte sich“ die kynische „Stadtguerilla“ und hatte als einzige Philosophentruppe auch in der Tat „den Mut, destruktiv zu sein“, den Anderen „die Lappen des blinden Glaubens“ vom Leibe zu reißen, um nackt den Genuss des Mangels (an Überbau und Über-Ich) zu feiern. Und sie torpedieren den Markt, den Ort, wo zwischen den Menschen nur Kauf- und Verkaufsbeziehungen existieren. Was sich nicht in eine Profit bringende Ware verwandeln lässt, kennt der Markt nicht, dort gibt es nur das, was sich in barer Münze darstellen lässt. Sie hingegen genießen sich nicht, um Anerkennung zu betteln, sie nehmen, ohne zu geben, ja ohne zu erröten, nach dem Motto: Was ich zu bekommen die Macht habe, dazu habe ich ein Recht. Für die Kyniker ist diese Prostitution Teil der (Selbst-)Therapie, sich und ihre Kunden von falschen Scham- und Schuldgefühlen zu kurieren. Sie beißen sogar die Hand, die sie gefüttert hat, der Spender soll nicht glauben, ein „Hund“ lasse sich durch Geschenkkannahme zu etwas verpflichten. Sein Gegengeschenk ist freiwillig, ein Antidotum, mit dem „er den Nehmer seines Geschenks mit der Idee des Reichtums infiziert, den zu erwerben sich nur lohnen soll im Blick auf die Möglichkeit, ihn zu verschwenden“ (Sloterdijk).

Sie machen den Reichen ihren Besitz, den Mächtigen ihre Omnipotenzgefühle madig und treten auch allen anderen auf die Füße, die ihre „heiligen Kühe“ nicht umgehend schlachten wollen: „Jemand führte ihn einmal in ein prächtig ausgestattetes Haus und ermahnte ihn, nicht auszuspucken; er aber spie ihm ins Gesicht mit der Bemerkung, einen weniger wertvollen Platz habe er nicht finden können“ (DL 6,31). Mit solchen „Idiosynkrasien“ wollen die Kyniker zur Annahme der Gabe ermuntern, ihre Autarkie ist kein *l'art pour l'art*, sie *müssen* gerade die bedenken und beschenken, die sie verachten, und gerade die mit ihrem Reichtum „anstecken“, von denen sie abgewiesen werden, mit denen zusammenstoßen, von denen sie sich abgestoßen fühlen. Bei ihrer Lehrtätigkeit kommt ihnen zugute, dass sie nicht erst auf Echo und Resonanz warten müssen, denn jede Reaktion der anderen bestätigt, dass die „Hunde“ auf der richtigen Spur sind: Wenn Diogenes im Rudel der Anbieter und Abnehmer, mit ihrem das strahlend weiße Gebiss fletschenden *risus sardonius*, der den Umsatz oder den Marktwert steigern soll, nach einem „Menschen“ sucht, im grellen Alltag und mit einer Laterne in der Hand, um dann auf die sich (neu)gierig Nähernden mit seinem Stock einzudreschen und zu bellen: „'Menschen' habe ich gerufen, nicht 'Abschaum',! (DL 6,32), fühlt sich der „Hund“ beglaubigt durch die von ihm Angekläfften, Übertölpelten, wahrgenommen durch Beschimpfungen oder belebt durch einen Fußtritt!

Dieses schamlos-unverschämte Die-Lehre-Leben macht die „Hunde“ weniger korrumpierbar als ihre „gemäßigten“ Nachfolger, die steifen Stoiker, die feigen Epikureer und die distinguierten Skeptiker, die - nach Schopenhauers Verdikt - „das Praktische in ein Theoretisches verwandelten“ und „demnach bloße Maulhelden waren“ (*Die Welt als Wille und Vorstellung* II, Kap. 16); gegen sie lässt sich nämlich - mit Nietzsche - einwenden, „was Diogenes, als man einen Philosophen lobte, seinerseits einwendete: 'Was hat er denn Großes aufzuweisen, da er so lange Philosophie treibt und noch Niemanden *betrübt* hat?' Ja, so sollte es auf der Grabschrift der Universitätsphilosophie heißen: 'sie hat Niemanden *betrübt*'. Doch ist dies freilich mehr das Lob eines alten Weibes als einer Göttin der Wahrheit, und es ist nicht verwunderlich, wenn die, welche jene Göttin nur als altes Weib kennen, selber sehr wenig Männer sind und deshalb gebührendermaßen von den Männern der Macht gar nicht mehr berücksichtigt werden“ (KSA 1, 426f. = *Schopenhauer als Erzieher* 8). Man denke nur an Senecas Selbstrechtfertigungsakrobatik als Stoiker im Goldenen Käfig des Kaiserhofes, in den sich ein „Hund“ nie hätte einsperren lassen; die Köter harren auf der Straße aus, während andere Brüder und Schwestern im Geiste in einem „Garten“ vor der Öffentlichkeit in Deckung gehen, um in der geschützten Werkstätte die Abwesenheit von Unlust zu genießen, Männer, Frauen und Sklaven „politisch korrekt“ Seite an Seite, geborgen in unpolitischer Nestwärme; die Kyniker verkommen nicht zu Schoßhündchen im Salon, sie machen sich nicht mit dem Ungeist gemein oder stromlinienförmig im geistigen Einerlei unkenntlich, wie die vorsichtigen Skeptiker, die so tun wie alle, aber nur „als ob“, gleichsam zwischen Führungszeichen existierend, mit Vorbehalten, die sie für sich behalten: „Es ist ja so kompliziert, und grau ist alle Theorie“. Nein, die Hunde bekennen Farbe, auf der Straße, in der Gosse, aus der Tonne heraus, aber während sie - leibhaftig am Geschehen - für die mit viel krimineller Energie und zynischer Menschenverachtung ausgetragenen Scheingefechte um Macht&Geld, vulgo „Politik“ genannt, nur Spott und Hohn übrig haben, wollen feinsinnige Großdenker aus der weihevollen Windstille einer

„Akademie“ heraus das in wilden Stürmen schlingende Staatsschiff für immer im Hafen ihrer Utopie verankern, rein „platonisch“, versteht sich.

Diese Hunde, unverschämte Moralisten und schamlose Parasiten zugleich, lassen „sich“ nicht kaufen, sie lassen sich nicht das Fell streicheln und „sofort knistert (der Hund) und sprüht Funken, wie jeder andere Schmeichler - und ist geistreich auf seine Art“ (Nietzsche KSA 3, 208 = M IV, Nr.258); und sie „wurden glücklich durch den Hintergedanken, dass Andere, die nach anderen Principien lebten und sich dabei quälten, an ihrem Glücke Ärger haben müssten: sie glaubten, mit ihrem Glücke jene am besten zu widerlegen, und dazu genügte es ihnen, immer glücklich zu scheinen: aber dabei mussten sie auf die Dauer glücklich werden!“ (Nietzsche: KSA 3,243 = M IV Nr.367)

Glückliche „Hunde“? Oder eben doch ein „Hundeleben“? Aber führen nicht eben jene ein solches, die ihr Sein, das sich als optimistisches selbst erfüllt, zwischen Gelderwerb und Geldvernichtung, Überflusswirtschaft und Abfallgesellschaft für menschenwürdig halten? Notfalls auch mit dem zynischen Hinweis darauf, dass alle Welt, besonders die am Verhungern ist, in unsere „Wohlstands-Festungen“ drängt oder sie, wie die Terroristen, neid- und hasserfüllt angreift? „Uns ist alles virtuell gegeben und wir haben ein Recht auf alles - ob wir wollen oder nicht“, so Jean Baudrillard zum Terror nach nine eleven, „Was wir an uns verachten, das obskure Objekt unseres Ressentiments, ist genau dieses Übermaß an Realität, dieses Übermaß an Macht und Komfort, diese universelle Verfügbarkeit, diese definitive Erfüllung (...). Der Terrorismus beruht also sowohl auf der Verzweiflung der Gedeimten und Beleidigten als auch auf der unsichtbaren Verzweiflung der Privilegierten der Globalisierung, auf unserer eigenen Unterwerfung unter eine integrale Technologie, eine erdrückende virtuelle Realität, eine Herrschaft der Netze und Programme (...) Und diese unsichtbare Verzweiflung - die unsere - ist unwiderruflich, denn sie resultiert aus der Realisierung all unserer Wünsche. (J. Baudrillard in: DER STANDARD online 2002). Wer ist hier also toll(wütig), der Hund oder diejenigen, denen heimgeleuchtet wird, die „samenden Automaten“ (Albert Caraco) und ihre weiblichen Pendants, die „rittlings über dem Grabe gebären“ (S.Beckett)?³

In dem Aphorismus „DER MODERNE DIOGENES“ gibt Nietzsche zu bedenken: „Bevor man den Menschen sucht, muss man die Laterne gefunden haben“, und fragt: „Wird es die Laterne des Cynikers sein müssen?“ (Nietzsche KSA 2, 553 = MA II 18). Ja, es wird die Laterne *des Cynikers* gewesen sein müssen, dieselbe, mit der der „tolle Mensch“ im 125. Aphorismus der *Fröhlichen Wissenschaft* Gott sucht, ein Unterfangen, das von den Passanten durchaus zynisch kommentiert wurde: „Da dort gerade Viele von Denen zusammen standen, welche nicht an Gott glaubten, so erregte er ein großes Gelächter. Ist er (=Gott) denn verloren gegangen? sagte der Eine. Hat er sich verlaufen wie ein Kind? sagte der Andere. Oder hält er sich versteckt? Fürchtet er sich vor uns? (...) So schrien und lachten sie durcheinander“ (KSA 3, 480). Enttäuscht, aber nicht entmutigt warf der neue Diogenes die Laterne zu Boden, „dass sie in Stück sprang und erlosch“ und sprach also: „Ich komme zu früh, sagte er dann, ich bin noch nicht an der Zeit. Dies ungeheure Ereigniss ist noch unterwegs und wandert,- es ist noch nicht an die Ohren der Menschen gedrungen...“. Sind *wir* unterwegs? Lasst uns täglich immer mehr Kyniker werden, um nicht am epidemischen Sachzwang zu verenden, um immer mehr Sand in die menschenfressende Maschinerie unserer weltumspannenden Strafkolonie zu

³ „Sie gebären rittlings über dem Grabe, der Tag erglänzt einen Augenblick, und dann von neuem die Nacht.“ (Warten auf Godot, Monolog: Pozzo)

streuen, um nicht zuletzt noch unserer scheibchenweisen profitablen Verwertung zur Mästung der Macher und Medien begeistert zu applaudieren.

(6) Der kynische Wille zur Macht - und gegen die Mächtigen

„Wer von uns wäre nicht glücklich gewesen unter dem, endlich einmal auch auf ihn hochstrahlenden Blick Alexanders? Diogenes aber bat ihn verzweifelt, die Sonne, diese schreckliche, griechische, unveränderlich brennende Sonne freizugeben. Dieses Faß war von Gespenstern voll.“ (Kafka: *Briefe an Milena*, Frankfurt 2002: S. 293)

Die unzeitgemäßen Laternenträger müssen sich aber in Acht nehmen, wenn selbst der Verfasser von *Das Schloss* der kalt strahlenden makedonischen Lichtgestalt den Vorzug gibt gegenüber dem Bewohner der dunklen Tonne, der nur die Sonne „anbetet“, die seine Erde wärmt. „Bleibt der Erde treu“ gegen „Macht euch die Erde untertan“. Nietzsche gegen den Gekreuzigten! Aber die Hunde wissen ohnehin, dass sie gefährlich leben, gefährlich bedeutet hier „richtig“ leben, *bene vivere*. Das Dauergebüll kann im Handumdrehen eine Pogromstimmung befördern, plötzlich werden die Hunde gejagt, nicht mehr nur verjagt, wenn die Macht mit ihrem feinen Ohr für das „gesunde Volksempfinden“ den Zeitpunkt für gekommen hält, ihre Bluthunde von der Leine zu lassen, und zum periodisch wiederkehrenden Halali auf „Entartung“ und „Volksschädlinge“ zu blasen, auf die „Straßenköter“ und „Klugscheißer“, die der Massenmensch, der kranke kleine Mann immer im Visier hat: „Du bist krank, sehr krank, kleiner Mann. Es ist nicht deine Schuld; aber es ist deine Verantwortung, dich von deiner Krankheit zu befreien. Du hättest deine wahren Unterdrücker schon längst abgeschüttelt, wenn du nicht Unterdrückung geduldet und oft direkt unterstützt hättest“ (W. Reich, *Rede an den kleinen Mann* 1997: S.22). Der Kleine Diogenes schien sich sicher zu fühlen, wenn er dem Großen ALEXANDER aus seiner Tonne heraus weismachte, dass der wahre Triumph nicht in der läppischen Unterwerfung der ganzen Welt, sondern im Sieg über sich selbst bestehe, den die kynische Autarkie leiste. Hier ist wenig zu spüren von dem, was Peter Sloterdijk als den „Unwillen zur Macht“ an Diogenes pries, sondern bloß eine weitere Facette des Willens zur Macht: „Unabhängigkeit (...) ist die Form der Entsagung, welche der Herrschsüchtige endlich annimmt, - er, der lange Das gesucht hat, was er beherrschen könnte, und Nichts gefunden hat, als sich selber“ (Nietzsche KSA 3, 202 = M IV Nr.242). Aber diese Spielart des Willens zur Macht richtet sich - ihrer Ohnmacht bewusst - gegen die Siegelbewahrer der Macht, die einem Diogenes die Knochen brechen kann, oder die Seele aus dem Leib foltern, wenn sie will. - „Bist du jener Alexander, den man den 'Bastard' nennt“ (S.66), so lässt die Überlieferung den Hund seinen Herrn anklaffen. Und dann drückt der Selbstüberwinder dem Weltüberwinder die Standpauke vom „Wahren Glück“ aufs Auge. Mehr als eines davon scheinen Alexander und die anderen von Diogenes attackierten Potentaten zgedrückt zu haben. Aber: „Gehört es nicht zum Wesen der Macht, nur über ihre eigenen Witze zu lachen“ (Sloterdijk 1983: S.208)? In den einschlägigen Anekdoten wirken die Herren über Leben und Tod, die der Kyniker anpöbelt, wie idealisierte Pappkameraden, die zu Ehren der Weisheit davon absehen, dem Vorlauten Daumenschrauben anlegen zu lassen. Wäre das arrogante

Geklaffe dann nicht sehr schnell in ein Gewinsel um Gnade übergegangen? Davon berichten die Quellen nichts, sie schwelgen darin, David gegen Goliath siegen zu lassen, die Mächtigen verstummen wie hypnotisiert von der kynischen Ohnmacht, die sich die Freiheit nimmt, bevor man sie ihnen schenken kann. Alexander&Co. spielen nicht einmal mit dem Gedanken, den Hanswurst - nach dem Ende seines „Auftritts“ - mit ein paar Fußritten davonzujagen oder mit einem Fingerschnippen auf den Müllhaufen der Geschichte zu befördern, die sie selber schreiben (lassen). Überliefert wird des Königs Kapitulation: „Wenn ich nicht Alexander wäre, wünschte ich, Diogenes zu sein“ (Weeber: S.70).

Was ging im *Typ Alexander* vor? Gönnte sich der Völkerschlächter Urlaub vom Brutal-Sein und ließ sich masochistisch-lustvoll vom hündischen So-Sein entwaschen, das seelisch unverstopft, im „biologischen Kern“ (Reich) unverpestet, die verlorene **leibhaftige** Freiheit verkörpert, mit der jeder - auch Alexander - geboren wurde, und die fast allen *herausgezogen* wird? Welch seltener Kitzel, sagte sich vielleicht der immerjunge Eroberer auf Lebenszeit in einem Moment der Selbstvergessenheit, *erregt* wie selten, dass ein sich aufpudelnder Pinscher wie Diogenes in mir die Evidenz hochkommen lässt, er *ist* frei und ich Herrenmensch bin der Sklave meines ewigen Ruhms? Oder ließ sich Alexander bloß zynisch die bittersüße Dialektik der von ihm dem Kläffer gewährten Narrenfreiheit auf der Zunge zergehen? „Die Schar der Narren lässt die Macht und ihre Strukturen in einem milden Licht zugelassener Kritik erglänzen. Die Narren verdienen sich unter diesen Bedingungen ihren Ruf auf zweierlei Weise: in der Narretei und in der Selbsttäuschung, eine Instanz von Kritik zu sein“ (Friedrichs). Wo liegt hier der Hund begraben?

(7) Philosophieren heißt das Sterben verlernen: Hasse den Tod und erwarte die Morgenröte!

Für den Kyniker erst da, wo es es ans Sterben gehet, denn hier geht es um Alles, das Nichts werden soll: das Leben, d.h. seine Art *richtig* zu leben, mehr hat der Hund nicht, weder Frau noch Kind noch eine Firma oder einen Erbhof, weder Weiterleben im Drüben noch Weiterleben im Buch der Rekorde, trotz des in der Antike virulenten Glaubens an die Nachwelt. Es gibt nur *eine* Welt und *hic situs est canis*. „Er soll mit 90 gestorben sein“ (DL 6,76), der Himmelshund, krepitiert wie ein Hund, naturgemäß, aber was wissen wir schon, wie ein Hund sich fühlt, wenn er sterben muss, außer dass er *weiß*, dass er lieber am Leben wäre. Diogenes wollte um keinen Preis sterben, denn „je überspannter das Leben, umso absurder die Vorstellung, es zu verlieren“ (Camus). Ein „Vital exhibitionist“ (H. Burger) wie er kann das physische Ende seines Erdenglücks auf den Tod nicht ausstehen, aber im Unterschied zu Elias Canetti, der seinen Hass auf den Tod (aus)lebte: „Mein Hass gegen den Tod setzt ein unaufhörliches Bewusstsein von ihm voraus; es wundert mich, wie ich so leben kann“ (S.93), hat Diogenes den Tod fast keines Blickes gewürdigt. Die Hymnen der Stoiker auf den freien Tod als rauschenden Abgang: „*quocumque voles, desine: tantum bonam clausulam impone*“ - „Mach Schluss, wo immer du willst: nur Sorge für einen gelungenen Abgang“ (Seneca, ep. 77, 20), hätte der „Leibhaftige“ genau so verabscheut wie ihre wissend lächelnd Gemütsruhe als deren Transponierung (nicht zufällig aus dem *imperium* ins *Empire*) man den englischen Humor ansehen könnte: Wie die stoische Gelassenheit, diese durch „viel kleine Überwindung“ antrainierte Unverwundbarkeit,

ἀπαείδω

eigentlich: Selbstbetäubung der Seele (apajēia) gegenüber den Keulen und Nadelstichen des Schicksals, so kann auch der „Humor niemanden retten; Humor führt letztlich zu gar nichts. Man kann die Ereignisse im Leben jahrelang mit Humor hinnehmen, manchmal auch jahrzehntelang, und in gewissen Fällen kann man praktisch bis zum Schluss eine humorvolle Haltung einnehmen; aber letztlich bricht einem das Leben doch das Herz. Egal wieviel Mut, Gelassenheit oder Humor man im Lauf seines Lebens entwickelt hat, am Ende bricht es einem doch immer das Herz. Und dann lacht niemand mehr. Was bleibt, ist nur noch Einsamkeit, Kälte und Schweigen. - Was bleibt, ist der Tod“ (Houellebecq: S.328). „Philosophieren heißt sterben lernen“, das bläute die platonische Orthodoxie ihren Adepten ein, die täglich daran arbeiten sollten, ihre unsterbliche Seele mit immer mehr Weisheit zu sättigen, um sie aus dem Grab des Körpers zu erlösen, in den sie sich - gelockt von schnöder Sinnlichkeit - verirrt hatte, und zur gottähnlichen Vernunft (zurückzu)bringen. Von wegen: Sterben kann man nicht lernen, das zu behaupten ist Unfug, kein Sterblicher strebt nach dem Tod, mag der ihm tausendmal das Himmelreich eröffnen, niemand fügt sich ins Undenkbare, solange er denken kann, und keiner kann glauben, dass er stirbt, selbst wenn er es möchte, selbst wenn er davon überzeugt zu sein glaubt, Christus sei auferstanden. „Ist Christus aber nicht auferstanden, so ist euer Glaube eitel“ (Paulus von Tharsos).

Also: „Was bleibt, ist nur noch Einsamkeit, Kälte und Schweigen. - Was bleibt, ist der Tod“?- Diogenes - wie Canetti - sagen dazu: Dann erst recht! Wir ignorieren ihn nicht, den Meister aus Deutschland, sondern wir hassen ihn, und „Einsamkeit, Kälte und Schweigen“ schmelzen in dieser glühenden Abscheu. Der zum Tode verurteilte Diogenes zog sich wie Münchhausen am eigenen Schopf aus dem Sumpf des Sterbenmüssens, indem er „einfach den Atem angehalten“ hat (DL 6,76). Die physiologische Unmöglichkeit des Vorgangs soll den übermenschlichen Kraftakt einer Selbstbehauptung symbolisieren, die dem so genannten natürlichen Tod zuvorkommt, den es „naturgemäß“ nicht gibt: „Der Mensch stirbt nicht, er wird biologisch gekillt, also in jedem Fall ermordet“, denn „das althochdeutsche 'natura' ist aus lateinisch *natura*, das Hervorbringen, die Geburt, die natürliche Beschaffenheit, das Wesen, entlehnt, das wie lateinisch *natio*, das Geborenwerden, das Geschlecht, zu lateinisch *nasci*, geboren werden, entstehen, gehört. Damit hat ja wohl der Tod todesgemäß nichts zu tun“ (Burger: Ziffer 6 bzw. 77). Die Todesart des Hundes will „unnatürlich“ sein, weder biologische Fatalität noch Selbstmord, ein Adynaton, das Lust auf mehr macht. Oder hat Diogenes bloß aus der Not der Todesangst die Tugend des Nicht-Sterben-Könnens gemacht? Auch, aber die Anekdote demonstriert, so scheint mir, die Geistesgegenwart und Fantasie, wie in der Geste des Atemanhaltens das trotzig „Hand-an-sich-Legen“ ebenso vermieden wird wie das resignative Sich-Fügen ins Unvermeidliche. „Das verdeutlicht eine dem Grundmuster und der Tendenz nach gleiche Anekdote noch drastischer, die ebenfalls das mögliche Missverständnis abwehrt, Diogenes habe einen gewöhnlichen Selbstmord aus Überdruß am Leben verübt: Auf dem Weg zu den olympischen Spielen erkrankt er - der Kyniker tritt in einen größeren Wettkampf ein als die Sportler. Vom Fieber befallen erwürgt er schließlich sich selbst und gibt dabei vor, er tue das nicht, um das Leben, sondern um das Fieber zu verlieren“ (Niehues-Pröbsting: S. 179). Wahrlich, ich sage euch, das heißt den Willen zum Leben auf die Spitze treiben, um den Tod daran aufzuspießen! „Wenn ich doch sterben könnte, ohne tot sein zu müssen!“ - Dies ist der Paroxysmos des kynischen Begehrens, sich selber treu und der Erde bis zum Schluss, in seinem Aufbegehren gegen das In-der-Falle-Sein.

Zynisch erscheinen im Vergleich damit die Wortspiele, mit denen unsere Zeit an ihrer Schicksalslosigkeit Rache nimmt: „Wenn der Tod sinnlos ist, wie sollte das Leben Sinn haben? Wenn der Tod Sinn hat, wozu dann leben?“ (Kertész: S.82). Stellt er sich das Unzumutbare vor, das Unmögliche, nämlich dass er nicht mehr lebt, denkt er an seinen Kadaver, dann ist der „Hund“ nicht (mehr) wählerisch, das post festum ist ihm egal, deswegen äußert sich Diogenes dazu frech und provokant: Man mag seinen Leichnam unbestattet auf sich beruhen lassen, den Geiern zum Fraß, und den Gaffern, man mag ihn auf die Müllhalde kippen, was auch ohne letzten Willen des Verstorbenen heutzutage in den Teilen der Welt nicht selten der Fall ist, die von der Globalisierung als gründlich verwüstete, damit unrentable aus der Geschichte aussortiert wurden. Was soll der Firlefanz der Beisetzung „mit allen Ehren“, da ich ohnehin nichts mehr spüre, wenn die Vögel an mir herumpicken? Aber die Lebenden haben ihre Gesetze, Verwesung riecht nicht gut und die Aasfresser in Aktion würden die scheinheilig vor dem Aufgebahten *Stehenden*, die klammheimlich triumphieren, zu sehr daran erinnern, dass sie *noch* nicht tot sind, dass andere sie *überleben* werden. Da hilft nur Verdrängen, kurzfristig, dann holt die eklige Ahnung, dass Hyänen und Ratten ihn überleben werden, den *hominem sapientem sapientem* wieder ein, das „noch nicht festgestellte Thier“ (Nietzsche: KSA 11, 125), das aus dem Tierreich herausgefallen ist, sagt der Kyniker, das sich über die anderen Tiere erhoben hat, lernt schon jedes Kind, weil dieses Tier seine Toten bestattet oder verbrennt, „zur Ruhe bettet“ - oder Tote industriell fertigt, auf den *killung fields* oder für Krematorien, „Fabrikation von Leichen“ nannte Hannah Arendt die „Endlösung“, durch die ein emotionell verpesteter, nekrophiler „Volkskörper“, der sich an Totenkopfstandarten und Schwarzen Messen ganz banal berauschte, das Nächste in sich selbst mordete und zum Erwählten Volk geschlagen wurde, dem Volk der Täter und (Un-)Toten. Doch auch diese Nacht wird zu Ende gegangen sein. „Wie heißt das, wenn der Tag anbricht, so wie heute, und alles verpfuscht und verdorben ist, aber die Luft sich regt, und wenn die Stadt brennt und die Unschuldigen einander töten, aber die Schuldigen schon irgendwo verenden, an diesem Tag, der anbricht?“ - (...) Es hat einen sehr schönen Namen. Es heißt Morgenröte“ (Jean Giraudoux: *Électre*).

ANHANG:⁴

KYNIKER ODER ZYNIKER?

Der Unterschied besteht nach Peter Sloterdijk (*Kritik der zynischen Vernunft*) in der Art des Gebrauchs, den Kyniker und Zyniker von den Einstellungen machen, die ihnen gemeinsam sind, nämlich a) Selbstbehauptung, und b) ein „schmutziger Realismus“ in Wort und Tat:

Die Bösen sind die „Herrenzyniker“, die vorsätzlichen Doppelmoralisten und intellektuellen Schreibtischtäter. Der (macherhaltende) Zweck heiligt hier alle Mittel, wobei die Macht der schamlosen Bereicherung dient. „Der Herrenzynismus ist eine Frechheit, die die Seite gewechselt hat“ (Sloterdijk 1983: S.222), d. h. die

⁴ Ich danke meinen Primärlesern Dr. phil. Josef Furtschegger und Mag. iur. Gregor Riedmann für ihre ermunternd-kritische Lektüre, die wesentliche Korrekturen an meiner ersten Textversion nach sich zog.

Herrschenden haben die ursprünglich von unten kommende *kynische* Frechheit usurpiert, und posaunen ganz ungeniert und unverfroren aus, was der Fall ist (Sloterdijk 1983: S.365), nämlich das Recht des Stärkeren.

Der **Zynismus** erscheint als Schrumpfform, ja als Deformierung der Ideale des antiken Kynismus, dieser umgekehrt als **konstruktiver** Zynismus, als Sorge um sich selbst, die Farbe bekennt. Die besitz- und heimatlosen Wanderprediger und Bettler der Antike wollten ihr Autarkieideal, diese das Individuum zu sich selbst bringende Lebensform, auf „destruktiv“-spöttische, auch (über sich selbst) lachende Art vermitteln. Ihr **böser Blick** auf die Verhältnisse dient der radikalen Kritik am Bestehenden, das so nicht bleiben wird, wenn möglichst viele Besitz- und Heimatlosigkeit praktizieren, sich in die Subversion des kynischen Wissens einüben. Davon bleibt beim **Zyniker** nur der respekt- und pietätlose Umgang mit Werten bzw. den Wertgefühlen anderer. Er übernimmt von der antiken Philosophenschule die aggressive bis verletzende *Geistesgegenwart*, die Dinge schonungslos beim Namen zu nennen und die Menschen der Lächerlichkeit preiszugeben. Nichts weiter. Dem Zyniker geht es nur um die *Selbstbehauptung* gegen die Anderen, er geht nicht über sich hinaus, die „Realität“ erschöpft seine Vorstellungen von ihr. Seine schwer falsifizierbare Rechtfertigung, er vertrete in Wahrheit keine unmoralische, sondern eine realistische Position, er sehe die Lage lediglich illusionslos und ohne Heuchelei so, wie sie leider sei, klingt genau so, wie sie gemeint ist: *zynisch!* Und im Unterschied zum Kyniker riskiert der **Zyniker** wenig, er setzt sich nicht in der ersten Person aufs Spiel, er ist entweder an der Macht oder deren Affe, ein seelenloser Konformismus ist sein Fahrstuhl zum Erfolg.

Der **Kyniker** versucht sich selbst zu *verwirklichen*, indem er *sich* behauptet, indem er sein Ideal kompromisslos lebt. Sein Begehren, über die nackte Existenz, die „Realität“ wie sie ist, hinauszukommen, manifestiert sich als schamloses und unverschämtes *Aufbegehren* gegen das In-der-Falle-Sein, sowohl gegen die zynischen Hirten oben als auch gegen deren gefügige Herde, die Masse der Zerstreuten und Getäuschten; er kann scheitern, aber nur an dem, was sein Anspruch ist, der hoch greift, genau das ist er *sich* schuldig.

VERWENDETE LITERATUR:

- Burger, Hermann: Tractatus logico-suicidalis. S. Fischer 1988
 Camus, Albert: Der Mythos von Sisyphos (rororo) 1972
 Canetti, Elias: Die Provinz des Menschen, Frankfurt 1994
 Caraco, Albert: Brevier des Chaos, Matthes & Seitz 1986
 Cioran, E. M.: Vom Nachteil, geboren zu sein, Frankfurt 1979
 Cioran, E. M.: Die Lehre vom Zerfall. Übertragen von Paul Celan, Stuttgart 1994
 Coetzee, John: Die Schande (Fischer TB 15098) 2003
 Diogenes Laertios: Leben und Lehre der Philosophen, Stuttgart 1998 (=RUB 9669)
 Fetscher, Iring: Reflexionen über den Zynismus als Krankheit unserer Zeit in: Arbeit und Spiel, Stuttgart 1983: S. 110-124
 Flusser, Vilem: Kommunikologie, Mannheim 1996
 Friedrichs, Frieder: Born to be horn. Anmerkungen zur Banalität des Banalen in: Ästhetik & Kommunikation 102 (1998) S.113–119 (http://www.prkolleg.com/aesthetik/102_15.html)

- Geier, Manfred: Das Glück der Gleichgültigen. Von der stoischen Seelenruhe zur postmodernen Indifferenz, 1997 (=rowohlts enzyklopädie 55586)
 Gottwald, Herwig: Peter Sloterdijks „Regeln für den Menschenpark“ in: http://www.aurora-magazin.at/umwelt_natur/gottw_druck.htm
 Hossenfelder, Malte: Stoa, Epikureismus und Skepsis.1985 (= Philosophie der Antike 3; hrsg. von W. Röd).
 Houellebecq, Michel: Elementarteilchen, 2003 (=List Taschenbuch 60080)
 Kaufmann, Walter: Nietzsche. Philosoph – Psychologe – Antichrist, Darmstadt 1988
 Kertész, Imre: Galeerentagebuch, Hamburg 1997(=rororo 22158)
 Lange, Wolfgang: Über Literatur und Zynismus in: *Neue Zürcher Zeitung* 31. Jänner 2003
 Laska, Bernd A: Wilhelm Reich 1993 (=rororo bildmonographien)
 Laska, Bernd A: Die Negation des irrationalen Über-Ichs bei Wilhelm Reich [Wilhelm Reich als „pädagogischer“ „Anarchist“] in: <http://www.lsr-projekt.de> (09.09.1999)
 Lütkehaus, Ludger: Nichts. Abschied vom Sein. Ende der Angst, Frankfurt 2003
 Niehues-Pröbsting, Heinrich: Der Kynismus des Diogenes und der Begriff des Zynismus, Frankfurt 1988.
 Phettbergs Predigtendienst Nr. 569 vom 4. 8. 2003: Durch Angst zum Nichts. 1. Lesung am 19. Sonntag im Jahreskreis eines Lesejahres B
 Reich, Wilhelm: Christismord. Die emotionale Pest des Menschen 1997 (Zweitausendeins)
 Sautter, H.: Wie berechtigt ist die Kritik am ökonomischen Zynismus? Abschiedsvorlesung an der Georg-August-Universität, Göttingen am 14.02.2003 (=HTML-Version der Datei http://www.vwl.wiso.uni-goettingen.de/dokumente/Sautter_Abschiedsvorlesung.pdf)
 Schülerduden PHILOSOPHIE. Ein Lexikon zu Philosophie und Ethik für Schule und Studium, Mannheim 2002
 Sloterdijk, Peter: Kritik der zynischen Vernunft, Frankfurt 1983
 Sloterdijk, Peter: Über die Verbesserung der guten Nachricht. Nietzsches fünftes „Evangelium“, Frankfurt 2001
 Stirner, Max: Der Einzige und sein Eigentum (1844), (RUB) 1981.
 Stirner, Max: [„Habt nur den Mut, destruktiv zu sein...“] in: Rezension von: Theodor Rohmer: Deutschlands Beruf in der Gegenwart. Zürich und Winterthur: Verlag des literarischen Comptoirs 1841 In: Die Eisenbahn. Ein Unterhaltungsblatt für die gebildete Welt (Leipzig), 4. Jg., Nr. 77/78 (28./30.12.1841), S.307 in: <http://www.lsr-projekt.de> (14.12.1999)
 Weeber, Karl-Wilhelm: Diogenes. Die Gedanken und Taten des frechsten und ungewöhnlichsten aller griechischen Philosophen. München (nymphenburger) 2001
 Zanon, Christoph: Auf dem Trödelweg, Bozen 1997

Latein Forum Bibliothek

Marion Giebel: Tiere in der Antike. Von Fabelwesen, Opfertieren und treuen Begleitern, Stuttgart (Theiss) 2003, 235 S. m. zahlr. Abb., ISBN: 3-8062-1783-1, € 25. 60 [A], € 24. 90 [D]

Gabriela Kompatscher Gufler

Mit diesem Buch liegt eine populärwissenschaftliche Aufbereitung des Themas „Tiere in der Antike“ von einer renommierten Autorin und Altphilologin vor, welche zwar Fachleuten viel Altbekanntes serviert (das Rätsel der Sphinx, das Haupt der Medusa, der Minotaurus, Hannibals Elefanten, die Schlafposition der Elche in Caesars *Bellum Gallicum*, der Hund des Odysseus, der Spatz der Lesbia, Androclus und der Löwe u.a.), durch die Art der Darstellung jedoch eine reizvolle und interessante Lektüre für einen breiteren Kreis von Leserinnen und Lesern bietet. Eine Vielzahl von Abbildungen bereichert diese Kulturgeschichte des Tieres in der Antike.



Der Inhalt ist gemäß der Vielfalt des Themas weit gefächert: Tiere als

Gegenstand der Philosophie, der Religion, Tiere in der Naturwissenschaft, Tiere im Mythos, im Alltag, in der Unterhaltungsbranche, Tiere als wirtschaftlicher Faktor. Welche Tiere kannte man in der Antike? Was wusste man über sie? Welche Beziehung hatte man zu Tieren? An Hand literarischer und historischer Belege liefert Giebel Antworten auf diese Fragen.

Der Missbrauch von Tieren bildet seinem Ausmaß und seiner Verankerung in unserer Kultur (damals wie heute) entsprechend einen der Schwerpunkte der Darstellung. Den Auftakt bildet Kapitel II, welches dem Thema Tieropfer und den Ritualen, die der Entlastung von Schuldgefühlen und der Rechtfertigung des Tötungsaktes dienen, gewidmet ist. Es folgt die Darstellung des Gebrauches von Pferden im Krieg (Kap. VII), der Nutztierzucht (Kap. IX¹), der Jagd und der Tierhetzen (XI)².

Daneben bezieht Giebel in ihre Darstellung auch gegenläufige Entwicklungen und Positionen mit ein, wie etwa in Kapitel III („Das Tieropfer im

¹ Giebel ist sich der Paradoxität ihrer Aussage, dass es zwischen verantwortungsvollen Züchtern und ihren Tieren damals wie heute eine Verbundenheit, die über das wirtschaftliche Interesse hinausgehe, bestehe (S. 138), nicht bewusst.

² Im Tierhandel sieht Giebel – nicht ganz unbegründet – Ähnlichkeiten zum Sklavenhandel antiker und neuerer Zeit (S. 195).

Widerstreit – Vegetarismus statt Fleischverzehr“), in welchem sie u.a. Pythagoreer und Orphiker, deren Motiv zum Vegetarismus in der Seelenwanderungslehre und in der Diätetik zu finden ist, behandelt; auch Porphyrios findet Erwähnung, „der es ablehnte, dass er durch die Fleischnahrung zu einem Grab toter Körper würde“ (S. 59).

Das Thema Tierschonung findet mit Kapitel XII („Plutarch – ein Anwalt der Tiere“) seine Fortsetzung: Plutarch schreibt den Tieren Vernunft zu, vergleicht die Intelligenz der Tiere mit jener der Menschen, was nicht nur damals zu einem Dilemma führte, Giebel schreibt: „Dies ist auch heute ein Problem angesichts der Forderung nach Tierrechten: Wenn das Tier keine Sache mehr ist, wie kann man es dann verkaufen oder gar töten?“ Im Abschnitt „Fleischessen – muss das sein?“ erörtert die Autorin dann auch Plutarchs Schrift *De esu carnium* und seine gesundheitlichen und vor allem ethischen Bedenken gegen das Fleischessen, die in dem heute oft zitierten Ausspruch gipfeln: „Für ein kleines Stückchen Fleisch rauben wir den Tieren die Seele, nehmen ihnen die Sonne, das Licht, die Lebenszeit, wozu sie doch von Natur aus geschaffen sind!“ (Plut. es. carn. 994E; Zitat bei Giebel, S. 203).

Luciano De Crescenzo: Und ewig lockt das Weib, München (btb-Verlag) 2001, 186 S., ISBN 3-442-72680-8, € 8.50 [D]

Ruth Benkovic

Der italienische Titel des Buches ist weniger marktschreierisch, er lautet „Le donne sono diverse“ – „Frauen sind anders“.

Den ersten Teil des Buches bildet eine meiner Meinung nach teilweise zu flapsige Darstellung von Frauen allgemein und von Frauen in der römischen Kaiserzeit. Der zweite Teil besteht aus einer Sammlung von Geschichten über klassische Liebespaare (z.B. Ariadne und Theseus, Hero und Leander, Dido und Aeneas, Medea und Iason, Sappho und Phaon), wie sie uns unter anderem aus den Werken von Homer und Ovid (Heroides) überliefert sind. Jedes Kapitel enthält eine prägnante Hintergrundinformation zu der betreffenden, in der Regel unglücklichen Liebesgeschichte und anschließend den Brief der Frauen an ihre Geliebten. Dieses Buch eignet sich daher hervorragend zum schnellen Nachschlagen über antike Liebesgeschichten, wobei die Kommentare

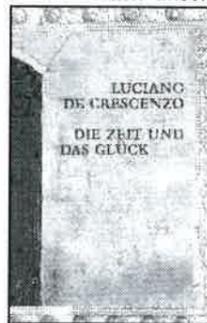


des Autors teilweise recht amüsant, aber auch provokativ sind und zu Diskussionen anregen können.

Luciano De Crescenzo; Die Zeit und das Glück, München (btb-Verlag) 2002, 221 S., ISBN 3-442-72963-7, € 9,00 [D]

Ruth Benkovic

Kernstück dieses Romans sind ausgewählte Briefe Senecas an Lucilius. Die Rahmenhandlung besteht aus dem fiktiven Fund von Papyrusrollen mit den besagten Briefen Senecas im Keller des Ich-Erzählers (des Autors?) und der (vom Autor verfassten) Antwortbriefe des Lucilius und der sehr dezenten Beziehungsgeschichte zu einer jungen Archäologiestudentin. Jedes Kapitel besteht aus einem Brief Senecas (vom Autor bearbeitete Übersetzungen mit Angabe der Originalbriefe) und dem dazu gehörigen Antwortbrief; das Faszinierende dabei ist, wie es der Autor schafft diese alten Briefe mit unserer Zeit, teilweise auch auf sehr amüsante Weise mit der italienischen Politik der Jetztzeit zu verbinden. Die Aktualität der Seneca-Briefe könnte nicht effektvoller demonstriert werden.



Da die Kapitelüberschriften sich immer auf die Themen der Seneca-Briefe beziehen, eignet sich dieses Buch hervorragend als Ergänzung zur Seneca-Lektüre im Unterricht. Spannend wäre auch, SchülerInnen zu ausgewählten Seneca-Briefen zuerst selber Antwortbriefe verfassen zu lassen und diese dann mit den Antwortbriefen aus dem Roman zu vergleichen. Die Antwortbriefe selber könnten wiederum als Diskussionsgrundlage dienen, wenn etwa Lucilius auf Senecas

Ausführungen über die Armut diesen darauf aufmerksam macht, dass er von diesen hehren Gedanken selbst eigentlich nichts umsetzt oder wenn er offen gegen Senecas Gedanken protestiert.

Siegfried Obermeier: Sappho. München (Verlag Nymphenburger) 2001, 446 S., ISBN 3-485-00885-0, € 22,90 [D], € 23,60 [A] und München (dtv) 2003, 446 S., ISBN 3-423-20677-2, € 10,00 [D]

Ruth Benkovic

Dieser Roman erzählt die Lebensgeschichte der berühmten griechischen Dichterin in Form einer fiktiven Autobiografie, verfasst für ihre Tochter Kleis, damit diese sich dereinst ein Bild von ihrer Mutter machen könne, von ihrer Entwicklung als Frau und als Dichterin. Die Darstellung der individuellen Lebensgeschichte ist eng verbunden mit der

detaillierten Schilderung der politischen und gesellschaftlichen Verhältnisse in der damaligen Zeit. Für mich als Frau war es besonders interessant zu erfahren, wie es meinen Geschlechtsgenossinnen um 600 v. Chr. erging, welche gesellschaftlichen Rollen ihnen zugewiesen und welche Beschränkungen ihnen in einer durch und durch patriarchalischen Gesellschaft auferlegt wurden. Mit fortschreitender Lektüre des Romans stieg meine Bewunderung für Sappho, die es wagte gegen das traditionelle Frauenbild aufzutreten und sich sowohl durch ihre Dichtkunst als auch durch die Gründung ihrer Mädchenschule in einer männlich orientierten Welt ihren eigenen Platz schuf, und das nicht nur zu ihrer Lebzeit, sondern über die Jahrhunderte hinweg bis in unsere Zeit.

Der Roman ist sowohl politisch-gesellschaftlich spannend als auch emotional bewegend, Letzteres auch bedingt durch die Form der Ich-Erzählung. Um die Möglichkeit zu bieten, den Roman geografisch mitverfolgen zu können, enthält die Innenseite des Einbandes eine Karte; um den Überblick über die vielen Personen zu bewahren, ist dem Roman ein Lesezeichen mit allen Personen beigelegt.

Nicht nur FachkollegInnen möchte ich diesen Roman empfehlen. Für Schülerinnen der Oberstufe ist er sicher auch geeignet; sie könnten freilich durch die Seitenzahl – völlig zu Unrecht – abgeschreckt werden.

Von "absurd" bis "Zoon politikon"

Ein alphilologischer Streifzug durch:

Schülerduden Philosophie, hg. u. bearbeitet v. d. Redaktion Schule und Lernen, 2., völlig neu bearbeitete Auflage, Mannheim/Leipzig/Wien/Zürich (Dudenverlag) 2002, 168 S., ISBN 3-411-71262-7, € 16,90 [D]

reinhard senfter

Aristoteles, Thomas von Aquin, Hegel - drei Knechter des Geistes. Die ärgste Form des Despotismus ist das System, in der Philosophie und in allem. (E.M. Cioran: Vom Nachteil geboren zu sein, S.96)

Die Relevanz des Schüler-DUDENs für die Alten Sprachen (und viceversa) erweist sich vom ersten Stichwort an \leftarrow ab alio/a se³: "eine grundlegende Unterscheidung der aristotelischen,

³ Das Icon (\leftarrow) verweist auf ein Stichwort im Schülerduden

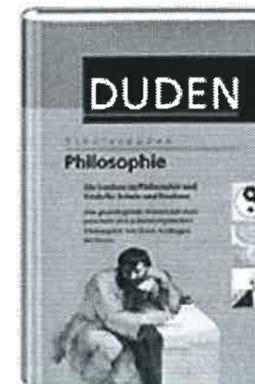
v.a. der scholastischen \leftarrow Ontologie und \leftarrow Metaphysik: Entweder ist ein Seiendes von sich selbst. **a se**, oder von anderem her. **ab alio**, verursacht".

Dem Lemma \leftarrow Ontologie z.B. ist eine der vierzehn "Sonderseiten" des Lexikons gewidmet, die durch einen lila Streifen am Rand der Seite erkennbar sind und sich ausführlicher mit zentralen Begriffen oder Personen befassen, unter denen gleich vier mit der Antike in näherem Zusammenhang stehen: ARISTOTELES, PLATON, SOKRATES, DIALEKTIK. Ja, die abendländische Philosophie beginnt zwar nicht mit der ausdrücklichen Frage nach dem Sein, die für MARTIN HEIDEGGER "die einzige Frage der Philosophie" ist, aber bei den Griechen "entwickelt sich der Begriff 'sein' für Wesen oder Prinzip als Substantivierung des Verbs 'sein' (einai)⁴. Außerdem leitet sich aus dem Verb 'sein' das Partizip 'seiend' (ón) ab. Aus ihm bildet sich der Begriff 'das Seiende' (tò ón) sowie der der 'ousía', der gewöhnlich mit 'Substanz' oder 'Wesen' übersetzt wird" (S. 284). Und: "Nach wie vor steht die 'Metaphysik' des Aristoteles im Mittelpunkt des philosophischen Grundstudiums. Ohne eine Kenntnis ihrer zentralen Kategorien (u.a. \leftarrow Form/Materie, \leftarrow Akt/Potenz, \leftarrow Essentia, \leftarrow Wesen, \leftarrow Sein, \leftarrow Substanz, \leftarrow Wahrheit) scheint auch heute noch eine wirkliche Einsicht in die Fragestellungen der Philosophie kaum möglich" (S. 252).

Apropos Aristoteles bzw. "philosophisches Grundstudium": "Weltweit sind mehr als 150 Millionen Mädchen und Frauen betroffen und jedes Jahr werden etwa zwei Millionen erneut genital und damit auch psychisch zerstört. Die Rede ist von FGM (Female Genital Mutilation) bzw. FGC (Female Genital Cutting), dem grauenvollen Akt der Vernichtung der weiblichen Sexualpotenz. (...) insbesondere die Klitoridektomie gehört auch zur europäischen Medizingeschichte und wurde zur Behandlung von "nervösen Leiden", speziell der damals erfundenen "Frauenkrankheit Hysterie" und zur "Heilung von Masturbation" angewandt. (...) Warum nur, warum? Sind diese Praktiken "ganz simpel" eine der bestialischsten Äußerungsformen des weltumspannenden Frauenhasses? Alleine angesichts des (von mir nicht überprüften,

Anm. RS) Zitats von Aristoteles – "Wenn die Klitoris der Sitz der weiblichen Lust ist, dann weg damit" – wird deutlich, was diese Gräueltat der physisch-psychischen Verstümmelung und Vernichtung an Frauen wirklich sind und worum es dabei geht" (dieStandard.at |05.02.2004).

Dazu passt das Stichwort, das die "völlig neu bearbeitete Auflage des Duden" beschließt, auch dieses mit Antikebezug: \leftarrow Zynismus, der in dieser Schreibweise (für mich überraschend) zu philosophischen Ehren kommt und als dessen grundlegendes Werk hier Denis DIDEROTs *Der Neffe des Rameau* angegeben wird.



Dazwischen versammeln sich noch ca. 350 weitere Stichwörter mit einem engen Bezug zur Antike (von **Autarkie** über **Höhlengleichnis** bis **Methexis** und **Zoon politikon**) sowie ca. 50 termini technici griechischen/lateinischen Ursprungs wie „absolut“, „anthropozentrisch“, „Evidenz“, „Fatalismus“, „Methode“, „relativ“, „Subjekt“, „Theorie“, „Theologie“ etc., *summa*

summarum stellt das Lateinisch-Griechische ein Drittel (!) der etwas über 1000 behandelten Stichwörter.

Sehr erfreulich, dass auch geschlossene Überblicke zu Epochen (einmal sogar mit Zeittafel) geboten werden unter Stichwörtern wie \leftarrow analytische Philosophie, antike Philosophie, christliche Philosophie (ein kurzes Kapitel, naturgemäß), chinesische Philosophie, feministische Philosophie, mittelalterliche Philosophie, neuzeitliche Philosophie, Philosophie der Mathematik, Philosophie des 20. Jahrhunderts.

Einige Seiten mit "Weiterführender Literatur", ein Personenregister (S.443-452) sowie "Angaben zur Betonung und Aussprache" und eine Erklärung der Abkürzungen komplettieren diesen von einer 12-köpfigen Redaktion unter der Leitung von Heike Krüger erstellten Lehr- und Unterrichtsbehelf, dessen Verlässlichkeit für die im Vorwort als Adressaten genannten "Schülerinnen und Schüler sowie alle an Philosophie Interessierten" (S.6) im Folgenden erprobt werden soll.

1. Stichwörter, die ich mir hier nicht erwartet hätte

⁴ Die griechischen Termini im DUDEN sind (leider) nicht in griechischer Schrift notiert, wohl aber mit Betonungshilfen versehen.

Damit soll nicht gesagt werden, sie seien überflüssig, im Gegenteil, aber Termini wie \leftrightarrow Instinkt, Narzissmus, Ödipus, Psychoanalyse, Reiz/Reaktion, Selbstverwirklichung und New Age gehören eher in die Psychologie, zumal man z.B. unter \leftrightarrow Psychoanalyse (und im Personenregister) vergeblich nach einem Jacques LACAN (1901-1981) Ausschau hält, der sich selbst stets als Analytiker gesehen hat, und doch - so Bernhard Taureck in *Psychoanalyse und Philosophie* (1992) - gibt es "kaum eine philosophische Disziplin, die von seinen Ideen nicht unterminiert, ja erschüttert würde"; während man \leftrightarrow Bürgerliche Gesellschaft, Diktatur, Emanzipation, Fundamentalismus, Revolution, Sozialismus, Macht, Gewalt, Frieden ("Krieg" und "Patriarchat" fehlen jedoch!) u.ä. in einem Lexikon der Politikwissenschaft oder allenfalls unter \leftrightarrow Staatsphilosophie vermuten würde.

Und anlässlich des erwähnten \leftrightarrow Zynismus, dem meiner Meinung nach mehr (tiefen)psychologische als philosophische Bedeutsamkeit zukommt (cf. z.B. Iring Fetscher: *Reflexionen über den Zynismus als Krankheit unserer Zeit*, in: *Arbeit und Spiel*, Stuttgart 1983: S. 110-24), fällt auf, dass ein Peter SLOTERDIJK noch nicht Einlass gefunden hat in das fast zehnteilige Personenregister, wohl aber ein Eberhard SIMONS (geb. 1937), der als geistiger Vater der Definition "Überstieg als Rückbezug" für \leftrightarrow transzendieren auf Seite 398 zu DUDENschen Ehren kommt.

2. Stichwörter, die ich vermisse

Es fehlen "die beiden großen Metaphern des 20. Jahrhunderts" (Imre Kertész), das (Konzentrations)LAGER und die PORNOGRAPHIE - "beide unter dem Aspekt des totalen Ausgeliefertseins, der Versklavung. Als wende die Natur dem Menschen und seinem Fortbestehen jetzt ihre unheilvolle Seite zu, indem sie die menschliche Natur radikal enthüllt" (S.280). Wenn schon die von ADORNO als "Jargon der Eigentlichkeit" punzierte Begriffsdichtung des "leider größten Denkers dieses Jhdts" (so E. LEVINAS über M. HEIDEGGER) beinahe lückenlos aufmarschieren darf (\leftrightarrow Befindlichkeit, \leftrightarrow Gestell, \leftrightarrow Geworfenheit, \leftrightarrow Seinsvergessenheit, \leftrightarrow Man usw.), warum das schwelende Schweigen des Schwarzwälders über das LAGER fortsetzen, den Ort, an dem sich nach Giorgio Agamben die "absoluteste je auf Erden gesehene condicio inhumana verwirklicht hat", der "Ausnahme-Ort des Ausnahmezustands" (H. Arendt), in dem das Gesetz auf

Dauer *aus*-gesetzt ist und in dem ALLES möglich wird, nicht weil \leftrightarrow das Böse sich hier unverfälscht austoben kann, sondern weil Menschen \leftrightarrow konkret ALLER Rechte und damit jeder Zugehörigkeit zur \leftrightarrow Menschheit beraubt wurden, so dass ihnen gegenüber NICHTS mehr verboten war. Und das LAGER als die Verhängung des permanenten Ausnahmezustandes (über die ganze Welt) ist das politische Gesetz, unter dem wir hic et nunc leben, die systematischen Verletzungen der \leftrightarrow Menschenrechte in den Balkankriegen (cf. Agamben: S.35ff) und im laufenden Weltkrieg (nominell gegen den "Terrorismus", in Wahrheit: die Pentagon-Junta&socii contra omnes) haben es uns in Erinnerung gerufen: "Die Guantanamo-Menschen sind noch nicht einmal vogelfrei, da sie ja hermetisch eingesperrt werden, (...) als Rechts-subjekte in ihrem orangenen Gefangenendress begrabt" (Elmar ALTVATER, 2004).

Während \leftrightarrow Psychoanalyse und \leftrightarrow Freud, Sigmund ausführlich zu Wort kommen, wird die Ächtung fortgesetzt, die sich der von FREUD (im Doppelsinn des Wortes) "verdrängte" WILHELM REICH (1897-1957) seit seiner *Charakteranalyse* (1933) in der Gesellschaft (nicht nur der Psychoanalytiker) zugezogen hatte, denen z.B. sein "Modell des 'Kulturmenschen der patriarchalisch-autoritären Ära' zu weit ging, wie es so schön heißt: 'An der Oberfläche trägt er die künstliche Maske der Selbstbeherrschung, der zwanghaft unechten Höflichkeit und der gemachten Sozialität. Damit verdeckt er die zweite Schicht darunter, das Freudsche 'unbewusste', in dem Sadismus, Habgier, Lüsterheit, Neid, Perversion aller Art etc. in Schach gehalten sind, ohne jedoch das geringste an Kraft einzubüßen. Diese zweite Schicht ist das Kunstprodukt der sexualverneinenden Kultur und wird bewußt meist nur als gähnende innere Leere und Öde empfunden'. Im Unterschied zur Psychoanalyse war es Reich mit seiner Methode möglich, bis zu der dritten und letzten Schicht, dem 'biologischen Kern', vorzudringen. 'Hier leben und wirken die natürliche Sozialität und Sexualität, die spontane Arbeitsfreude, die Liebesfähigkeit...die einzige reale Hoffnung, die der Mensch hat, das gesellschaftliche Elend einmal zu bewältigen'" (Reich). Von den primären Trieben (der dritten Schicht), die man beim noch nicht gepanzerten Kleinkind oder beim Erwachsenen nach erfolgreicher Charakteranalyse mehr oder weniger rein beobachten kann, unterschied Reich die sekundären, die auf ihrem Weg nach außen beim Durchgang durch die zweite Schicht deformiert werden und pervertiert zutage treten würden, würden sie nicht durch die äußere Schicht maskiert. Die Psychoanalyse

kennt diesen qualitativen Unterschied nicht. "Ohne Unterscheidung der sekundär entstandenen Unnatur im Sexuellen von den tief verborgenen, bei jedem Menschen vorhandenen Liebesbedürfnissen, kommt man nicht weiter...Man urteilt von einer Fratze her, und da mit RECHT so. Dann können, müssen und sollen die Moralisten Recht behalten" (Reich), die Moralisten, die Gesundheit und Sublimierungsfähigkeit daran zu messen geruhen, wie die Anpassung an ein vorgegebenes Normensystem gelingt, sprich an eine nun seit geraumer Zeit weltweit "erfolgreiche" Vergewaltigungsagentur namens "Patriarchat". So gesehen können wir wahrlich stolz darauf sein, wie klaglos unsere Anpassung an Normen wie Frauenhass, Krieg und alle Formen der Gier im Grunde funktioniert. Aber wäre - wie es der Rufer Reich vergeblich tat in der Wüste des zur seelischen "Normalität" geronnenen Wahnsinns - nicht "vielmehr zu fragen, wie ein solches System beschaffen sein müsste, an das sich ein Individuum anpassen kann, ohne neurotisch zu werden oder zu bleiben". Nach Reich "wäre dies nur in einer weitgehend anarchischen Gesellschaft der Fall" (cf. Laska: S.53f).

Kaum zu glauben, auch der elegante Skeptiker MICHEL DE MONTAIGNE (1533-1592) kommt hier nicht vor, ebenso wie radikale Skeptiker vom Range eines Hans VAHINGER (1852-1933), der in seiner *Philosophie des Als ob* (1911) alles Denken in Führungszeichen setzte: Wir haben nur Fiktionen, d.h. "bewusste, zweckmäßige, aber FALSCHER Annahmen" (S. 130), die uns wie angeriebene Zündhölzer die Nacht des Denkens nur kurz erhellen können; durch Abwesenheit glänzt auch der nihilistische, aber wie die \leftrightarrow Gnosis (ver)fluchende Skeptiker E. M. CIORAN (1911-95), von dem der geneigte Leser den Eindruck gewinnt, dass "sich die besten Freunde der Menschheit häufig gerade aus den dünnen Reihen verweigernder Verweigerer rekrutieren. Wer laut heraussagt, daß die Pest umgeht, *rettet*; wer dagegen behauptet es sei nur ein Schnupfen, *tötet*" (Guido Ceronetti 1995). Die \leftrightarrow Skepsis, ein Stiefkind der DUDEN-Redaktion?

Ich vermisse auch den Kulturphilosophen THEODOR LESSING (1872 - 1933), verfolgt und erschossen von Nazi-Gangstern im tschechischen Marienbad, die Mörder vom Reichsjägermeister Göring mit 80.000 Reichsmark belohnt, Autor des ungemütlich-radikalen Essays *Geschichte als Sinngebung des Sinnlosen* (1919), mit dem dem menschlichen Selbstwertgefühl nach Kopernikus, Darwin und Freud die vierte Kränkung zugefügt wurde. Nach dem Verlust der kosmischen Mitte, der Krone

der Schöpfung und der Herrschaft im eigenen Haus, wo das Unbewusste spukt, entpuppt sich der Glaube an die Geschichte als Wissenschaft als Geschichtsgläubigkeit, der Fortschritt vom Mythos zum Logos als ein Sturz in den Abgrund, als ein für den Menschen "lebensnotwendiger Mythos, allerdings zu einem Zeitpunkt, in dem er die Kraft zum Mythos verloren hat" (Lessing: S. 29), eine Art "notwendiger Irrsinn des am Menschen erkrankten Lebens" (S.32).

Im Vergleich mit Lessings Kulturkritik, in der unser historischer Sinn nicht mehr Glaubwürdigkeit oder Vernunft für sich beanspruchen darf als die Überzeugung des Insassen einer "geschlossenen Anstalt", er sei Napoleon, wirkt die "faustische" Europamüdigkeit des ungefähr zur gleichen Zeit erschienenen Bestsellers „Untergang des Abendlandes“ des (zumindest im Personenregister erwähnten) OSWALD SPENGLER wie ein Werk des „Sturm und Drang“, das in der Tat "wie ein intellektueller 'Werther' einschlug" (Max Rychner) und "das Lebensgefühl der Europäer vollständig verwandelt (hat), umstürzender als jedes andere Buch" (Rolf Hochhuth, *Nietzsches Spazierstock*: S.339). Ein Vergleich drängt sich mir auf, in Form einer Frage: Oswald Spengler, der Hermann Hesse der deutschen Geschichtsphilosophie und - zur "rechten" Zeit - die Faust aufs Auge der Lessingschen Medusa?

Auch MAX STIRNER (1806-56), glaube ich, der wie gewöhnlich unter \leftrightarrow Solipsismus abgehandelt wird, hätte sich ein eigenes Lemma verdient. Wofür steht STIRNER in der communis opinio? Für die Behauptung "Nur ich existiere", bzw. für eine Ethik, die nur das für wertvoll hält, "was dem eigenen Selbst zugute kommt" (S.363). Stirner-Sätze wie: "Mir geht nichts über mich" oder "Ich bin mir Alles und ich tue Alles meinethalben" oder "Aus den Dingen (wie Gott, unsere Mitmenschen, ein Buch ein Tier) mache Ich, was ich will" (*Der Einzige*, S. 378) sollen dafür als Beweis gelten.

Von Stirner stammen auch Aussagen wie: "Die Armen sind daran Schuld, dass es Reiche gibt" (S. 353) oder "Ich werde der *Feind* jeder höheren Macht sein, während die Religion lehrt, sie Uns zur Freundin zu machen und demütig gegen sie zu sein" (S. 202) - "Die Gewalt ist eine schöne Sache und zu vielen Dingen nütze" (S. 184). Diese nahm man zum Anlass, ihn als wild gewordenen Kleinbürger zu diffamieren und ins philosophische Abseits zu manövrieren. Kein Wunder, lebte er doch unter lauter(en) Deutschen, die, wie Bakunin (1814-76) lehrte, niemals rebellieren

werden, und "durch ihre Seinsbenommenheit in die Ironievergessenheit geraten sind" (H. Ibrahim Türkdogan).

Die möglicherweise ketzerisch klingende Behauptung: "Wie Marx und Nietzsche ihren Kollegen Max Stirner verdrängten und warum er sie geistig überlebt hat" belegt Bernd A. Laska am Beispiel der alles zermalmenden STIRNERschen Religionskritik. Eine Attacke, die a) radikaler war als die von Nietzsche und Marx, b) der ihren vorausging und c) beide insgeheim verfolgte wie ein Gespenst, weil sie sich ihm nicht stellten - Nietzsche schwieg sich über Johann Caspar Schmidt (Pseudonym: M. Stirner) aus, den er höchstwahrscheinlich schon in den Jahren in Basel gelesen hatte, Marx versuchte "Sankt Max" satirisch zu beschwören, in einem langen Text, in dem er den *Einzigen* mit großem Aufwand ironisch malträtiert, um ihn dann nicht zu veröffentlichen: "Man hat den Eindruck, Marx könne nie mehr aufhören, seine Pfeile abzuschließen und tödlich zu verletzen. (...) Er bindet sich auf verstörende Weise daran. (...) daß er sich Angst macht, daß er sich selbst über jemanden ereifert, der nicht weit davon entfernt ist, ihm zum Verwechseln ähnlich zu sehen: ein Bruder, ein Doppelgänger, eine Art Gespenst seiner selbst" (J. Derrida, *Marx' Gespenster*, 1995: S. 219).

Bernd A. Laska, dem das Verdienst zukommt, in seinem seit 1998 im Netz entwickelten *lstr.projekt.de* Stirner, Reich und La Mettrie erst eigentlich entdeckt zu haben, bringt am Beispiel Stirners auf den Punkt, was/wer diese drei scheinbar Unvergleichlichen aus drei verschiedenen Jahrhunderten auf vergleichbare Weise zu Verfemten der (Philosophie-) Geschichte gemacht hat: "Stirner kritisierte an den radikalen Aufklärern seiner Zeit, dass sie nur 'Gott getötet, das 'Jenseits außer Uns' beseitigt hatten; dass sie, die 'frommen Atheisten', jedoch den Grund der religiösen Ethik, das 'Jenseits in Uns, bewahrt und diese nur in eine säkulare Form gebracht hätten. Die wirkliche Befreiung von den jahrtausendalten Fesseln sei jedoch erst vollbracht, wenn es auch dieses 'Jenseits' nicht mehr gebe. Mit dem 'Jenseits in Uns' meinte Stirner recht präzise jene psychische Instanz, für die Freud 1923 den treffenden Namen 'Über-Ich' einführt. Das Über-Ich entsteht im Individuum als das wesentliche Ergebnis der Enkulturation des Kindes. Es bleibt der Hort der Werthaltungen, die früh im Leben auf prä- und irrationale Weise erzeugt wurden und später durch die Ratio nur noch sehr bedingt beeinflussbar sind. Das Über-Ich ist, obwohl vom Individuum für sein Ureigenstes gehalten, der Inbegriff von Heteronomie."

Und R. Safranski spitzt in seinem Nietzsche-Buch diesen Befund weiter zu: "Zwei lebenszer-

störende Elemente entdeckte Stirner im 'Jenseits in Uns', erstens: 'Die durch Familie und Gesellschaft uns eingepflanzte heteronome Hypothek einer Vergangenheit, aus der man stammt'. Zweitens: 'Es ist aber auch gemeint die in uns aufgerichtete Herrschaft der Allgemeinbegriffe wie 'Menschheit', 'Humanität' 'Freiheit'" - (zitiert bei Türkdogan: S. 30f).

Das noch nicht Begriffene an STIRNER ist sein im Vergleich mit den "Propheten" Nietzsche und Marx unspektakulär "grandioser Befreiungsschlag" (R. Safranski), der alle Gespenster und Phantome ('Menschheit', 'Humanität', 'Freiheit', 'Sein', 'Geist', 'Heiliger Geist', 'Selbstfindung', 'Vaterland', 'Ehe', usw.) in Nichts auflöst, denn die "Sprache oder 'das Wort' tyrannisiert Uns am ärgsten, weil sie ein ganzes Heer von *fixen Ideen* gegen uns aufführt. Beobachte Dich einmal jetzt eben bei deinem Nachdenken und Du wirst finden (...) dass diese verkannte 'Gedankenfreiheit' Freiheit vom Gedanken (ist)" (*Der Einzige*: S. 389) und "die Aufgabe zu denken oder zu glauben, hat keiner" (S. 392). Der EINZIGE braucht also für seine Existenz keine Erklärung, keinen Namen, er erdichtet sich keinen "Übermenschen" und keine "Diktatur des Proletariats": Er macht "aus seiner Existenz keinen Existenzialismus" (Türkdogan: S. 31), sondern aus seinen Sätzen die Hammerschläge eines *einzigen* Großen Abbruchunternehmens:

- "Ich bin von Haus aus ein 'wahrer Mensch' "
- "Wir sind allzumal vollkommen! Denn wir sind jeden Augenblick alles, was Wir sein können und brauchen niemals mehr zu sein - Kein Schaf, kein Hund bemüht sich, ein 'rechtes Schaf', ein 'rechter' Hund zu werden..."
- "ICH bin meine Gattung, bin ohne Norm, ohne Muster" -
- "Vor meinem Denken - bin Ich"
- "Über der Pforte unserer Zeit steht nicht jenes apollinische 'Erkenne Dich selbst', sondern ein: 'Verwerte DICH"', d.h. nach-stirnerisch gesagt: Auch wenn deine "Sach' auf Nichts gestellt" ist, und in der Tiefe deiner belanglosen Existenz kosmische Einsamkeit haust, liebe, erobere, genieße, forsche, konsumiere, wenn du auch Tag für Tag nur um deine nackte Existenz zu kämpfen hättest. Die der Über-Ich-Hörigkeit entspringende und sie gleichzeitig perpetuierende Frage "Was soll ich tun?" beantwortet Stirner mit "Nein, danke!" Denn: "Nicht als Mensch und nicht den Menschen entwickle Ich, sondern als Ich entwickle Ich - Mich. Dies ist der Sinn des - EINZIGEN" (S.406). Der als solcher nicht allein bleiben will: Gehet hin, werdet EINZIGE, und euch wird alles gegeben sein.

3. Ein Reigen von (32) antiken Stichwörtern, der zeigt, wie schnell im SchülerDUDEN eins das andere gibt

Am Ende des ERSTEN Lemmas ⇐(1)ab alio/a se erscheint ein majestätisches Sprachbild, der ⇐(2) "unbewegte Bewegte" ("für jedes endliche, bewegte Seiende" wäre zu ergänzen), das griechische Original klingt unpersönlicher, also weniger irreführend: "das erste unbewegte Bewegende", mit dem ARISTOTELES "den für ihn denotwendigen Gott bezeichnet, (...) "das Beste", "reine Wirklichkeit", "reine Form", woraus klar wird, dass "Gott" hier nicht mehr als eine nützliche ⇐(3)Fiktion ist (aber im Sinne Vaihingers, der ja im DUDEN nicht vorkommt), die die "Verwirklichung von Möglichem" motivieren kann, "insofern sie ein Ziel hat, z.B., das fertige Kunstwerk für die Veränderungen, die am Stein durch den Künstler geschehen" (S.400), das bringt uns auf ⇐(4)Causa, "die scholastische Übersetzung für das griechische Wort ⇐(5)Arche, griech. 'Anfang', 'Herrschaft', 'Ursprung', wobei sich im DUDEN auch ein Eintrag ⇐Anfang findet, der die Ausführungen zu Arche gut ergänzt.

Unter den nach der Scholastik fünf Ursachen eines jeden Seienden bezeichnet die Causa finalis, die Zweckursache, die ⇐(6)Finalität, "das Bestimmte eines Geschehens oder eines Seienden von seinem Ziel oder Zweck her" (...) In der Gütherethik hat Finalität zentrale Bedeutung: Dem Menschen ist durch seine Artanlagen sein natürliches Ziel vorgegeben, das er verwirklichen solle. Eine Handlung sei gut, wenn sie der Verwirklichung dieser Anlagen nütze" ⇐(7)Arete, "fundamentaler Begriff der griechischen Ethik (...) Ein Messer hat Arete, wenn es gut schneidet, der Mensch, wenn er alle Vermögen, die ihm als Mensch eigen sind, vollkommen und harmonisch ausgebildet hat und betätigt" (S.38), eine Geist, Seele und Körper gleichermaßen betätigende Abrundung und Ausbildung, die in den Klasesengesellschaften (auch der Antike) die herrschende Arbeitsteilung den eindimensionalen "Banausen" verwehrt, und nur den der Arbeit als Broterwerb enthobenen *happy few* möglich ist. Da klingt es dann fast wie ein Hohn, wenn wir lesen: "Arete zu haben, ist die Bedingung der Möglichkeit, dauerhaft glücklich zu leben" ⇐(8)Eudaimonia, griech. 'Glück', eigentlich: 'Gutgottheit'. Gab es bei ⇐Anfang sehr wohl einen Verweis auf seine griechische Variante ⇐Arche, so vermisste ich hier den Hinweis auf ⇐Glück. Dort allerdings wird man dadurch entschädigt, dass nun die erneute Thematisierung (antiker) Eudaimonia geschickt mit

weiteren Details zu Platon, Aristoteles und Stoà, die zuvor keinen Platz finden konnten, angereichert wird. "Den geeigneten Weg (zum Glück)" sieht der moralische Eudaimonismus im tugendhaften Leben, der hedonistische, z.B. der ⇐(9)Epikureismus, in der dauerhaften Lust: "... Der Vorwurf, dass der Epikureismus bedenkenlos Ausschweifungen und unbeschränkten Sinnengenuss predige, beruht auf einem Missverständnis: Lust ist hier nämlich nicht im Sinne des Hedonismus zu verstehen, sondern bedeutet die Vermeidung alles dessen, was bei vernünftigem Abwägen auf lange Sicht gesehen mehr Leid als Lust erzeugt. Als geeignetes Mittel zur Erreichung von Glück wird dementsprechend ein 'Leben in Zurückgezogenheit' empfohlen. Zu den bedeutendsten Anhängern des Epikureismus gehören neben LUKREZ und HORAZ auch DENIS DIDEROT und FRIEDRICH NIETZSCHE" (S.113). Letzterer hätte sich zu Recht gewundert, als Epikureer rubriziert zu werden, er erwähnt ⇐(10)Epikur zwar oft, auch preisend, er zählt ihn (mit Montaigne, Goethe, Spinoza, Plato, Rousseau, Pascal und Schopenhauer) zu den ACHT Großen, mit denen er sich auseinandersetzen MUSS (MA II, Nr. 408); er glaubt Epikur aber auch als "typischen décadent" (AC, Kap. 30), als den "leidenden Epicur" durchschaut zu haben, der stets auf der Flucht vor dem Schmerz ist, als den "Gegensatz eines dionysischen Griechen", dem Typus des Christen ähnlich, "der in der That nur eine Art Epikureer ist und mit seinem 'der Glaube macht selig' dem Princip des Hedonismus so weit wie möglich folgt - bis über jede intellektuelle Rechtschaffenheit hinweg..." (*Nietzsche contra Wagner*: "Wir Antipoden"); Nietzsche existierte zwar im Verborgenen, aber seine nomadische Existenz ist das Gegenteil von Epikurs "Garten" und der Mangel an Resonanz war nicht Nietzsches Absicht, er wollte vergeblich das, was Epikur seinen Adepten untersagte: die Öffentlichkeit zu suchen, über Große Politik mitzubestimmen. Und mit Hilfe eines der bekanntesten *dicta* Th. W. ADORNOs könnte man dem epikureischen Ideal des Rückzugs ins "Biedermeier" grundsätzlich zu Leibe rücken: Was ist das für ein "Glück", sich als Insel der Schmerzlosigkeit in einem Ozean von Unglück zu fühlen? Hält sich diese "weise" Selbstbeschränkung etwa als verhohlene Schadenfreude über Wasser? Wird dieses "richtige Leben", das aus der Welt fliehen will, nicht (bloß-)gestellt werden von dem es umspülenden falschen?

Laut DUDEN ist demnach - im Unterschied zu Nietzsche - das epikureische Glück nicht als ⇐(11)Hedonismus qualifizierbar. Aber

unter diesem Stichwort wird derselbe dann epikureisch definiert: "Vermeidung von Lust und Schmerz bedeutet, positiv formuliert, einen möglichst großen Gewinn von Lust". Eine kleine Unachtsamkeit oder eine Zweigleisigkeit der Redaktoren, und (für mich) ein Vorwand zu einem kurzen Blick hinter die Kulissen dieses "negativen Glücks". Auf der Jagd nach "größtmöglicher Lusterfahrung" (S.166) muss sich der Hedonist - denke ich - nicht nur zwischen den Prügeln, die ihm das Schicksal auf seinen Parcours wirft, akrobatisch durchlavieren, er braucht nicht nur eine feine Nase, um all den Kleinkram an Ungemach und Verstimmung zu riechen, bevor dieser sein Lustkonto belasten kann, das allein ist schon schwierig genug. Der Lustsammler im Tal der Tränen muss sich aber vor allem aktiv illusionieren, das Denken zwar nicht einstellen, aber ruhen, viele Sachen zu übersehen, sich eine sektorale Blindheit anziehen, die natürlich Selbstbetrug und Lüge ist, aber eine Notlüge, die das Wunder wirkt, dass fast alle weitermachen der Einsicht zum Trotz. Und wenn es zutrifft, dass Lüge(n) so zum Existieren gehört, wie das Exemplar "Sokrates" zur Gattung "Mensch", dann ist dieser (ethische) Hedonismus die einzige lebbare Alternative zur **↔Selbsttötung** - nach A. Camus bekanntlich das "einzige wirklich ernste philosophische Problem" (S.353) -, auch weil nach dem Menschenbild des *psychologischen* Hedonismus "alles menschliche Tun letztlich im Streben nach Lust seinen Beweggrund hat" (S.166), ein Motiv, wohl das einzige, das den Marquis de Sade mit Mutter Theresa verbindet. Schmerz und Leid sind genießbar - zumindest für das durch patriarchale (Charakter)Panzerung erzogene Menschenkind, und nur das kennen wir bislang -, "auch am Unglück haftet Libido" (Kértész: S. 278), insofern gibt es eben *kein* "Jenseits des Lustprinzips" (Freud).

Für (geniale) Kunst-Schaffende und (Vor-)Denker muss das sogenannte Scheitern an der **↔Vollkommenheit**, d.h. dem "Sein, dem nichts fehlt", in Wahrheit nicht sinnlose Quälerei sein, wir *müssen* uns ja auch Sisyphos als glücklichen Menschen vorstellen: Das Streben nach Vollkommenheit, deren höchstes Maß in der Kunst die Makellosigkeit ist, ein Wort, aus dem die Hybris spricht, die selten unbestraft bleibt, wird *durch* die Qual und die quasi garantierte Vergeblichkeit libidinös, selbst wenn dieser Hedonismus in Wahnsinn und Selbstmord endet, wie bei Hölderlin oder Van Gogh, oder wenn einer der wenigen bekannten "französischen Moralisten", Joseph Joubert (1754-

1824), als "Schriftsteller ohne Schrift" weniger publikumswirksam unter-, und "nur" als Vorläufer Mallarmés in die Geschichte eingeht. Maurice Blanchot schreibt in *Der Gesang der Sirenen* 1982 über diesen "Autor ohne Buch", der ein Leben lang an seinem "Buch" arbeitet: "Es kommen Augenblicke des Zweifels, aber was vor allem auffällt, ist die ruhige Sicherheit, mit der er vorgeht, ist die Gewißheit, daß ihm, auch wenn er in keinem sichtbaren Werk auf die Frage 'Wann?' seiner Freunde antwortet, etwas Wesentlicheres obliegt, etwas, das die Kunst wesentlicher angeht als ein Werk" (...) Dem Vorwurf, daß er nichts zu vollenden verstehe, begegnet er: 'Vollenden? Was für ein Wort! Man vollendet nicht, indem man aufhört und 'fertig!' sagt' (S.79f.). Ludwig **↔Wittgenstein**, dem drei (lila) Sonderseiten gewidmet sind, bat "in seinen letzten Worten der Welt mitzuteilen, 'dass ich ein wundervolles Leben gehabt habe' - obwohl er sein ganzes Leben darunter gelitten hatte, das erstrebte vollkommene Leben nicht erreichen zu können". - "Die erfolglose und lebenslang unbeugsame, vor kurzem in Paris verstorbene Undine Gruenter notierte am 28. April 1989 in ihr Arbeitsjournal: 'Konkret: Wenn es mir jetzt schlecht geht, weil ich kein Geld habe, ist das meine soziale Schuld - ich werde deshalb aber mein Leben nicht ändern, sondern weiter meine 150 Seiten pro Jahr zustande bringen und hoffentlich immer besser' " (W. Genazino: S.14). Ergo: "Was die Menschen sich unter Glück vorstellen! Glück ist - so glauben sie - genau das Gegenteil von Leid, ihr Glück ist ein das Leiden ausschließendes Glück. Arme Unglückliche!" (Imre Kértész: S.148). Im Unterschied zu Epikur streben diese pessimistischen Hedonisten à la LEOPARDI ("e naufragar mi è dolce in questo mare") gerade nicht nach **↔(12)Ataraxie**, wörtl.: "Unverwirrbarkeit", gemeint ist "ungestörte Seelenruhe", "Gelassenheit".

Kurze Abschweifung: Gelassenheit, ein schönes Wort, das in Österreich durch seinen inflationären Gebrauch in der politischen Arena in den ersten Jahren des 21. Jhdts auch einer breiteren Öffentlichkeit geläufig wurde. VertreterInnen einer Regierungspartei erhoben die ausweichende Form ihrer Selbstdarstellung zur Botschaft, indem sie die Parole "Gelassenheit" ausgaben, wann immer unangenehme Fragen und Rückmeldungen auf sie zukamen. Kritik oder Konflikte quittierte mann/frau vom Bundeskanzler abwärts - wie ferngesteuert - "gelassen". Die Gelassenheit erwies sich bald als nur behauptet, Körpersprache, Mimik und der auf Abwiegelung dressierte salbungsvolle Tonfall strafen die Botschaft Lüge, ließen durch die beschwichtigenden, "friedvollen" Phrasen die kaum gezügelte Arroganz und

Ungeduld der Mächtigen mit der Unbotmäßigkeit der Fragesteller sickern, denen die schmallippige "Gelassenheit" zu verstehen geben sollte, dass sie es *lassen* sollen - mit ihren Fragen. WIR haben nun das Sagen und die Wahrheit ist eine Tochter der Zeit; und daher können wir auch schweigen, wenn es uns passt, sind aber immer - LÄCHELN! - gesprächsbereit. Der spiritus rector der falschen Gelassenen ist ihre Macht(gier), diese füllt - notdürftig - eine "gährende innere Leere und Öde". Das ist das Gegenteil von "ungestörter Seelenruhe", von *sein* lassen. Furchtlosigkeit und die erlangte Selbstbeherrschung gegenüber Schicksalsschlägen, die nach Epikur den Gelassenen 'wie einen Gott unter Menschen' wandeln lassen, sind bloß angemaßt, die selbsternannten "Gelassenen" stecken bei jedem ihrer seelenlosen Auftritte in dem von W. Reich beschriebenen Charakterpanzer: "An der Oberfläche trägt er die künstliche Maske der Selbstbeherrschung, der zwanghaft unechten Höflichkeit und der gemachten Sozialität".

Von den verstockten Strebern und beruflichen Optimisten zurück zu den *wahrhaft* Strebenden: Für den erwähnten pessimistischen Hedonisten, der sich in seiner Kunst oder seinem Denken "ungepanzert" bemüht, sind dauernde "Störungen" auf dem steilen Pfad zur Vollkommenheit vorprogrammiert, nicht die "ungestörte Seelenruhe", sondern Rückschlag oder Fehltritt melden dem Schutzlosen schmerzlich zurück, dass er auf dem richtigen Weg ist, aber noch nicht weit genug. Vorwärts, weiter: Du kannst, was du sollst. Tu deine **↔Pflicht**, und zwar aus Pflicht. Das erinnert nicht von ungefähr an die *felix culpa* des in seiner unerbittlichen Gewissenhaftigkeit in der "Nachfolge Christi" sich suhlenden Sünders. Dieser Form von Libido liegt der **↔Glaube** zugrunde, "die innere Sicherheit, die keines Beweises bedarf (...), ein gefühlsmäßiges Vertrauen, feste Zuversicht und nicht ausschließlich ein Für-wahr-Halten außerirdischer, transzendenter Gegebenheiten (...) ein Für-wahr-Halten ohne methodische Begründung im Gegensatz zum Wissen". Vom Abergläubischen oder Scharlatan unterscheidet den Weisen/Künstler, dass sein Glaube von methodischem Wissenserwerb begleitet und gespeist wird, trotzdem bleibt er ein "Wagnis", das kalkulierte Riskieren der Zukunft: "Nur in ihr kann sich der Glaube als wahr oder falsch erweisen" (S.153). Es ist das Glauben als Ur-Vertrauen in eine Aussage, eine Person, einen SINN, ein Glaube, der sich selbst einsichtig werden will, "fides quaerens intellectum"

(S.76), das **↔(13)Credo, ut intelligam** des ANSELM v. CANTERBURY. So verstanden läuft auch das Aperçue von Imre Kértész nicht mehr Gefahr, trivial zu klingen: "Woran du auch glaubst, du wirst sterben; glaubst du jedoch an nichts, bist du bereits als Lebender tot" (S. 266).

Der *Glaube* an die Vernunft fundiert auch die **↔(14)Stoà**, "nach der die Welt vom **↔(15)Logos**, einem vernünftigen Weltgesetz, beherrscht, strukturiert und in jeder Einzelheit durch die Vorsehung der Vernunft determiniert ist" (S.374). Mit diesem konsequent durchgehaltenen **↔(16)Rationalismus**, der stellenweise den Extremismus des "Credo, quia absurdum" strapaziert, traten die Stoiker in die Fußstapfen der "betont antiempirischen" **↔(17)eleatischen Philosophie** und natürlich **↔(18)PLATONs**, "des ersten wirklichen Theoretikers des Rationalismus" (S.321), und Freundes der Mathematik, das als Wissenschaftsideal durchgängig dem *modernen* Rationalismus zugrunde liegt, an dessen Wiege das vertrackte **↔(19)Cogito ergo sum** steht, dem der DUDEN fast zwei Spalten reserviert hat: "Dabei sollte man (den Satz) nicht als logischen Schluss interpretieren, sondern vielmehr die beiden zentralen Elemente 'cogito' und 'sum' als gleichberechtigte Wahrheiten einstufen ('es gibt etwas, und dieses etwas denkt gerade'), deren Identität in einem Akt unmittelbarer **↔(20)Intuition** 'klar und deutlich' erlebt, geschaut wird, aber begrifflich nicht mehr fassbar ist" (S.73f). **Intuition**: "unvermitteltes, vollständiges und umgreifendes Erfassen eines Gegenstandes oder eines Zusammenhangs, das keinen Zweifel zulässt. (...) Als Beispiele für intuitiv eingesehene Wahrheiten wurden u.a. genannt: die Axiome der Mathematik ('jede natürliche Zahl besitzt einen Nachfolger'), die **↔Schau** von (platonischen) **↔(21)Ideen**". Die Wesens-Schau, "Übersetzung von lat. 'visio' und griechisch 'théa', 'theoria'", zu der nach Platon die **↔Seele** fähig war, "bevor sie bei der Geburt des Körpers in diesen eingefahren ist" (S.341), "nun hat sie sie aber vergessen, obgleich ihr noch das Vermögen der Wiedererinnerung **↔(22)Anamnesis** an diesen Zustand eigen ist. Auch sind die Gegenstände dem Menschen erkennbar, weil sie ihrerseits an den Ideen Anteil haben. Auf der anderen Seite kommt den Ideen auch Sein zu bzw. sind sie eigentliches, wahres Sein, demgegenüber der Gegenstand unserer Wahrnehmung, das **↔(23)Phänomen**, nur **↔Schein** ist" (S.185).

Einleuchtender als die Ideenlehre dürfte da - zumindest für SchülerInnen - Platons Widerle-

gungskunst in seinen frühen **(24) Dialogen** sein, in denen scheinbar wissende, kompetente Gesprächspartner von **(25) Sokrates** in die **(26) Aporie**, in die "Weglosigkeit", man könnte auch sagen aufs Eis geführt werden, genau gesagt, in eine "Situation, in der keine Handlungs- oder Argumentationsalternative vor anderen ausgezeichnet ist": Zurück bleibt der peinliche Eindruck, dass die Fachleute gerade auf ihr Spezialgebiet sich nur scheinbar verstehen.

Sokrates' Stil der logischen Klärung von Gedanken ist ein noch heute faszinierender Vorgang, der auf der Kunst der Gesprächsführung beruht, der **(26) Dialektik**, über die die (lila) Sonderseiten (S.88-91) Auskunft geben. Dialektik ist ein Begriff mit (langer) Geschichte, von Zenon von Elea bis zur *Dialektik der Aufklärung*. Die **(27) Sophisten** nutzten sie als erste professionell und lehrten die Macht der Sprache, die Widersacher in Politik, Rechtskontroversen und Alltagsdebatten nieder- und baren Gewinn abwirft. Einer von ihnen, GORGIAS, brachte mit seinem radikalen Gedankenexperiment in drei Teilen a) Es ist nichts b) Wäre etwas, so könnte es nicht erkannt werden c) Wäre es erkennbar, so könnte es nicht mitgeteilt werden den **(28) Skeptizismus** auf den Weg, der sich nicht so sehr als selbständige widerspruchsfreie Doktrin, sondern als Antidotum gegen den **(29) Dogmatismus** verstand, also z.B. die kirchlichen Lehrsätze (Dogmen), "die als von Gott in der Heiligen Schrift geoffenbarte Wahrheiten unbedingte Anerkennung ihrer Geltung durch alle rechtgläubigen Christen fordern" oder die Rassenideologie des Nationalsozialismus, um nur zwei Beispiele zu nennen. Dogmatiker bestreiten oder missachten "die Notwendigkeit rational-argumentativer Bewährung universaler Geltungsansprüche" (eine für Schüler schon recht anspruchsvolle Formulierung!), Dogmatiker scheuen den **(30) Diskurs** wie der Teufel das Weihwasser, um die Kirche im Dorf zu lassen. "Unter **Diskurs** verstehen Jürgen HABERMAS und Karl-Otto APEL das Verfahren einer dialogisch-argumentativen Prüfung strittiger Geltungsansprüche von Behauptungen oder Forderungen mit dem Ziel, einen universalen, d.h. für alle vernünftig Argumentierenden gültigen Konsens herbeizuführen" (S.96). Der DUDEN verschweigt uns auf seinen Sonderseiten zu diesem Terminus den lat. Ursprung, *discurrere*, das hier NICHT "auseinanderlaufen" bedeutet, das könnte immerhin passieren, wenn der Diskurs scheitert, sondern das "Hin-und herlau-

fen" des Gesprächsfadens zwischen den stillschweigend als gutwillig vorgestellten "Kommunikationsteilnehmern", aus dem die Übereinstimmung gesponnen werden soll, allein durch den "zwanglosen Zwang des besseren Arguments" (S.97). Der **Diskurs** soll "herrschaftsfrei" sein, an **(31) Anarchie** ("Herrschaftslosigkeit") haben die Diskurstheoretiker dabei eher nicht gedacht, obwohl die von Theoretikern des Anarchismus wie BAKUNIN oder KROPOTKIN anvisierte Gesellschaftsordnung der "idealen Kommunikationsgemeinschaft" ähnlich ist: Die Diskursethiker wollen unvernünftigen Machtansprüchen einen Riegel vorschieben, und unterwerfen sich nur der Herrschaft des "besseren Arguments", die anarchistische **(32) Utopie** setzt autonom und frei gewollte Selbstverwaltung, Selbstversorgung und Gütergemeinschaft an die Stelle von staatlicher Reglementierung, wirtschaftlicher Ausbeutung und der Herrschaft von Menschen über Menschen (cf. S. 22). Die auf THOMAS MORUS zurückgehende Wortschöpfung ("Nicht-Ort") bezeichnet den "Entwurf einer idealen, d.h. vernunftgegründeten, das Glück aller Gesellschaftsmitglieder wo nicht garantierenden, so doch in optimaler Weise ermöglichenden Gesellschaftsordnung. Diese ist gekennzeichnet durch die Verwirklichung u.a. von Gerechtigkeit, Gleichheit, Freiheit, Frieden und allgemeiner Wohlfahrt". Tagträume vom Schlaraffenland für müßige Weltverbesserer, die nichts wissen wollen vom "sogenannten Bösen" (Titel eines Buches von Konrad LORENZ, den wir - mit Graugans - auf S. 237 bestaunen können) im Menschen aus Fleisch und Blut? Vom nur bei Androhung von Gefängnis und Todesstrafe "gesellschaftsfähigen" *hominis lupus*? Dessen Natur im "Kampf ums Dasein" gottgewollt, man sagt "evolutionär" (**(32) Evolution**), darauf ausgeht, *Anti-Utopien* wie aus "Tausendundeiner Nacht" zu realisieren, für deren Menschenverachtung Auschwitz nicht einmal als Generalprobe in Frage kommen würde. "Utopien kommen einem viel verwirklichter vor, als man früher glaubte", so der russische Philosoph Nikolai Berdjajew (1874 - 1948), "und wir stehen heute vor einer auf ganz andere Weise beängstigenden Frage: Wie sollen wir ihrer endgültigen Verwirklichung ausweichen?" (zitiert als Motto in: A. Huxley: *Schöne neue Welt*). Ist der "Geist der Utopie" als eines "menschlichen Grundbedürfnisses" (S.405) schon in die bösen Geister umgeschlagen, die man zu leichtsinnig zu Hilfe rief? Im Bewusstsein dessen, was in den Labors von neugierigen und den Mächten dieser Welt hörigen Gehirnen ausgebrütet worden sein wird, mag es hoff-

nungslos antiquiert sein, das "Prinzip **Hoffnung**" im Sinne von Ernst Bloch wachzuhalten und *gegen* die ANTI-Utopien zu *glauben*: "Der Mensch ist noch nicht, was er sein kann" (S.177f.).

Andernfalls sehen wir uns z.B. am *Ort* der Prophezeiung E.M. Ciorans wieder, im materiellen Wohlstand ohne Sinn und Ende, in dem wir würdelos verkalken, dann würdelos sterben werden, auf "natürliche" Art, versteht sich, dem medizinischen Fortschritt für immer ausgeliefert: "Die tausendjährige Verschwörung gegen den Selbstmord ist eine Ursache des Gedränges und der Verkalkung der Gesellschaften. Es ist unsere Sache zu lernen, uns im rechten Augenblick zu zerstören, fröhlich unserem abgeschiedenen Geist entgegenzueilen. Solange wir uns nicht entschließen, verdienen wir unsere Demütigungen. Wenn man seine Daseinsberechtigung erschöpft hat, ist Beharren hassenswert; es ist aber die Würdelosigkeit des natürlichen Todes, die man gewahrt, wohin man auch blickt" (*Die verfehlte Schöpfung* 1969: S.56), etwa wenn man - wie ich - das Bild des vom morbus Alzheimer gezeichneten Autors der *Lehre vom Zerfall* (1949) vor Augen hat.

Bedarf es einer **Revolution**, damit der Mensch werde, was er ist, gemäß seinen Fähigkeiten und Bedürfnissen? Revolutionen fressen aber zumeist ihre Kinder und drohen den Herrschenden erst dann, "wenn die gesellschaftlichen Widersprüche offen zu Tage treten und die Beherrschten im Kampf mehr gewinnen als verlieren zu können glauben" (S.210). Oder ist eine Alternative die **Revolte** à la Camus, der den gescheiterten blutigen Umstürzen (Nord)Europas das "mittelmeerische Denken mit seiner Verschwisterung von Geist und hartem Licht" (Camus: S.243) entgegenstellt, das "durch Würde, naturverbundene Tradition und spontane Solidarität eine Lebensweise verkörpert, die Freiheit, Maß und Ausgleich im Keim bereits entwickelt habe. Gegen das Cogito ergo sum formuliert CAMUS: "Ich empöre mich, also sind wir" (S.336): "Die weder In Gott noch in der Geschichte ihren Frieden finden, verurteilen sich dazu, für die zu leben, welche, wie sie, nicht leben können: die Gedemütigten. Die reinste Bewegung der Revolte wird dann vom erschütternden Schrei Karamasows gekrönt: wenn sie nicht alle gerettet sind, wozu dann das Heil eines Einzigen!... So spendet die Revolte für die kommenden Menschen. Die wahre Großzügigkeit der Zukunft gegenüber besteht darin, in der Gegenwart alles zu geben" (*Der Mensch in der Revolte*: S. 246).

Ja, aber wie genau, wenn die Empörung nicht zur Dauer-Erektion des Überlebenden verkommen soll, der in der Gegenwart zwar alles

geben will, aber sich dazu verurteilt, im Schlachthaus der Geschichte den Metzgern bei ihrem Handwerk bloß anklagend auf die Finger zu schauen? Wie verschwistern sich da "Geist und hartes Licht", wenn der Herrscher die Nacht ist, in der die als Bestialität verkleidete Dummheit ihre Orgien feiert? Das mittelmeerische Denken bloß ein "sonniger" Utopismus? Als "Utopismus" denunzierte KARL MARX utopische Entwürfe, die "nicht konkret die historischen Bedingungen und die Mittel und Wege zu ihrer Verwirklichung angeben können" (S. 405), und muss sich ja selbst die Frage gefallen lassen, wie verhält es sich mit seinem "Reich der Freiheit", der "klassenlosen Gesellschaft" etc.? Auch nur eine Sonntagsrede, Messianismus, zwar ohne Jenseits, aber gleichermaßen vage verträöstend?

Die tiefende Häme über das ruhmlose Ende des "Reichs des Bösen" - also sprach ein delirierender US-Präsident, gemeint war der kürzlich erfolgte sang- und klanglose Untergang des "real existierenden Sozialismus" - ging nach einer Schrecksekunde der Wölfe in deren Freudengeheul über. Sie, die Wölfe, hatten nämlich die Erleuchtung, dass *ilhr* UN-Ort, der Turbokapitalismus Marke "global-brutal", von keiner Mauer und keiner Alternative in den Köpfen der Menschen mehr zu bremsen war. Aber "nur weil der Bolschewismus untergegangen ist, müssen wir noch nicht denken, daß das Scheitern des sogenannten **Sozialismus** nicht das größte generelle menschliche Fiasko des Jahrhunderts ist" (Kertész: S.284). Wie ein Gespenst, das wieder zu geistern beginnt, so aktuell wirkt heute der erste Teil des *Manifests der Kommunistischen Partei* von Marx und Engels (**Kommunismus**), unerfreulich aktuell, wenn man zu den Verdammten dieser Erde gehört. Ersetzt man die beiden Termini "Bourgeois/Proletarier" durch zeitgemäße wie "die Reichen/die Dienstleister" liest es sich wie eine Analyse der **Bürgerlichen Gesellschaft** zu Beginn des 21. Jhdts: "Nach Karl Marx ist der Kommunismus gekennzeichnet durch die Aufhebung des Privateigentums an Produktionsmitteln, d.h. der in der Klassengesellschaft herrschenden Ausbeutung, die Überwindung der Trennung zwischen geistiger und körperlicher Arbeit, das Absterben des Staates als ein Instrument der Klassenherrschaft, die Geltung des Prinzips 'Jeder nach seinen Fähigkeiten, jedem nach seinen Bedürfnissen', die Chance jedes Einzelnen zur allseitigen Entwicklung seiner menschlichen Fähigkeiten" (S. 212). Ist das eine Utopie, die mehr denn je in den Seelen der Menschen zum Leuchten zu bringen wäre, oder die von Kapitalisten, Fa-

schisten und den Kirchen gleichermaßen gefürchtete Drohung, das (bürgerliche/christliche) Individuum in den roten Fluten der "Gleichmacherei" zu ertränken?

"gescheiterte prophezeiungen sind oft eine inspirierende lektüre", schreibt Richard Rorty in: *Das kommunistische Manifest 150 Jahre danach* (1998), "zwei beispiele: das *Neue Testament* und das *Kommunistische Manifest*. Beide prophetien haben sich bisher als absolute fehlschläge erwiesen. Christus ist nicht zurückgekehrt. zwar kann niemand beweisen, dass Christus nicht tatsächlich eines tages wiederkehren und damit einen empirischen beweis für die menschwerdung gottes erbringen wird. aber darauf warten wir nun schon ziemlich lange. ebenso kann niemand beweisen, dass Marx und Engels sich irrten, als sie erklärten: '...die Bourgeoisie hat ...die Waffen geschmiedet, die ihr den Tod bringen' (*Manifest*: S. 26).

(Möglich, dass die Dienstleister der Zukunft sich wieder darauf besinnen, dass sie - ihrer Nachäffung des Bürgerlichen zum Trotz - Proletarier sind und bleiben, dass "alle epochemachenden Verbesserungen in der Lage der arbeitenden Klasse doch gar nicht den Kapitalismus an die Lebensbedürfnisse seiner Insassen angepasst haben, sondern umgekehrt das Leben der Lohnabhängigen bis in deren Bedürfnisnatur hinein an die Bedarfslage "der Wirtschaft" und an die Ansprüche der Staatsgewalt, die darüber Regie führt". Aus: www.gegenargumente.at - Anmerkung RS).

(Fortsetzung RORTY) auch könnte es sich noch als wahr erweisen, daß 'die Bourgeoisie unfähig ist, ihrem Sklaven die Existenz selbst innerhalb der Sklaverei zu sichern' (*Manifest*: S. 32). vielleicht kommt es dann zum zusammenbruch des kapitalismus und zur übernahme der macht durch ein tugendhaftes proletariat. andererseits hat der kapitalismus in der vergangenheit so manche krise überstanden...

auch wenn das *Kommunistische Manifest* veraltet wirkt, formuliert es doch in immer noch bewundernswerter weise die wichtige lektion, die wir angesichts des ungebremsten industriekapitalismus gelernt haben: daß der sturz autoritärer regierungen und die schaffung konstitutioneller demokratien zur sicherung von gleichheit und anstand zwischen den menschen **nicht** ausreichen. es ist heute so wahr wie 1848, dass die reichen immer versuchen werden, reicher zu werden, indem sie die armen ärmer machen, dass die vollständige verwandlung der arbeit in eine ware zur verelendung der lohnempfänger führen wird und dass die 'moderne Staatsgewalt... nur ein Ausschuß ist, der die gemeinschaftlichen Geschäfte der ganzen Bourgeoisiklasse verwaltet' (*Manifest*: S. 21)" (ENDE ZITAT RORTY).

Neu gegenüber dem 19. Jhd ist allerdings, dass nun auch Sozialisten bzw. Sozialdemokraten zu denen gehören (wollen), die die "Reformen" der Industriellenvereinigung und Banker zur Sicherung des "Standortes" umsetzen, "sozial verträglich", versteht sich. Alle Souveränität geht vom (Wahl)Volk aus, heißt es schön(gefärbt), aber gehen wir be(un)ruhigt von dem aus, was wir sehen, trotz massiver Desinformation durch das Gleichgeschaltete Tittytainment der Vereinigten Medien: Der Staat als "Genosse der Bosse" wird dank zügigem Sozial- und Bildungsabbau immer *schlanker*, und besinnt sich, während er zielstrebig nach oben umverteilt, wieder entschieden auf seine Kernbereiche: Schlagfertige Polizei und Überwachung à la Big Brother nach innen, kleine, aber feine Eingreifkommandos für die "Krisenherde", Klassen-Justiz als Geleitschutz der Großen Fische und Steuereintreiber, die auf den kleinen Sparer angesetzt und nach Abschussquote besoldet werden. Wir konstatieren, erstaunt: In der scheinbar abseitigen Welt des **Schülerduden: Philosophie** stehen wir in Wahrheit mittendrin im Diesseits, wo wir alle die "Geschichte" machen und, selbst in den ehernen Ketten unserer Vergangenheit, die Schmiede unserer Zukunft sind.

ZITIERTE AUTOREN

- Agamben, Giorgio: Mezzi senza fine. Note sulla politica. Torino 1996
- Altvater, Elmar: Die Globalisierung frisst ihre Kinder - Die Überwindung selbst verschuldeter Unmündigkeit durch Globalisierungskritik. - *Ein Resümee zweier Vorlesungen im SS 2004*. linkeseite.de. Erstellungsdatum: 19.07.04
- Blanchot, Maurice: Der Gesang der Sirenen. Frankfurt 1982
- Camus, Albert: Der Mensch in der Revolte. Hamburg 1969
- Cioran, E. M.: Vom Nachteil, geboren zu sein. Frankfurt 1979
- Genazino, Wilhelm: Der gedehnte Blick. München 2004 (zitiert aus: VOLLTEXT Nr.4/2004)
- Kertész, Imre: Galeerentagebuch. Hamburg 1997 (=rororo 22158)
- Laska, Bernd A: Wilhelm Reich 1993 (=rororo bildmonographien)
- Marx, Karl/Engels, Friedrich: Manifest der Kommunistischen Partei (=RUB 8323)
- Rorty, Richard: Das kommunistische Manifest 150 Jahre danach. Frankfurt 1998
- Türkdogan, H. Ibrahim: Stirner - Nietzsche. Rezension von Rüdiger Safranski: *Nietzsche. Biographie seines Denkens*. in: DER EINZIGE. Vierteljahresschrift des Max-Stirner-Archivs Leipzig. Nr. 4. November 2001. S.28-32



TYROLIA

Buchkaffee



Jetzt neu

GratisKaffee!

der Treffpunkt in der Innsbrucker Innenstadt!
Lesen, rasten und genießen!

PRAEFATIO

Tu, qui hunc libellum legis, diligentia studioque utaris! Hic locos invenies, quibus locis in itinere nostro per urbem subsistamus. Secundum litterarum ordinem monumenta praeclarissima verbis simplicibus describere conata sum. Non solum orationes discipulorum egregiorum audiamus, sed etiam litteras Latinas vertamus. Gaudio, doctrinae, usui turbae, quae adest, eorumque, qui libellum voluptatis causa legunt, fecit Beatrix Sutor a.d. MMIV

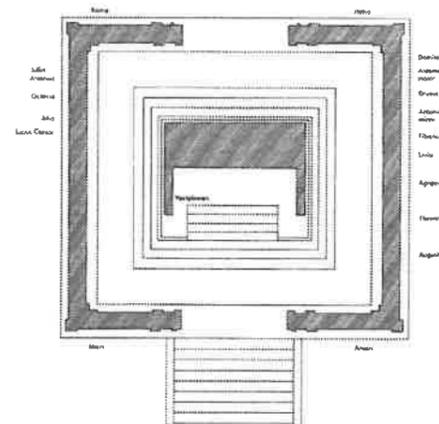


CAPUT I

De Ara Pacis

Anno DCCXLIV a.u.c. senatus hanc aram poni iussit, ut pax Augustea per omnes terras perlata celebraretur. Ara summo labore doctorum reconstructa est.

Ara hodie aedificio s.XX. erecto circumdata munitaque est, in cuius muros res gestae divi Augusti inscriptae sunt. Hoc testamentum Latine et Graece a principe ipso compositum initio ante portam mausolei in aes caelatum est. Quae litterae in omnibus urbibus imperii Romani legi potuerunt. Nomen monumenti Ancyrani duxit ab Ancyra urbe, i.e. Ankara, ubi exemplar integrum inventum est.



CAPUT II

De Bocca della Verita

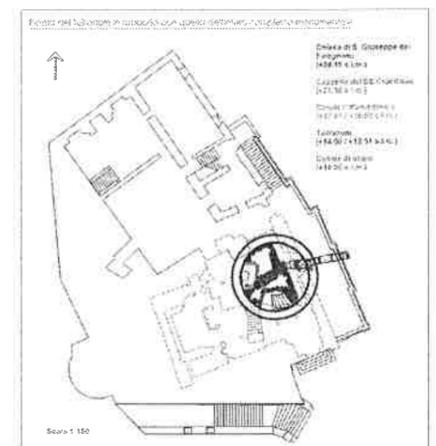
In porticu ecclesiae Sanctae Mariae in Cosmedin, quae fundamentis basilicae tempore Flaviorum aedificatae usa s. IV. aedificata est, persona lapidea videri potest, quae faciem ore aperto monstrat. Qui mentitus manum suam in os ingerit, eum deus mordebit! Tamen timore posito iterum atque iterum sunt, qui sibi fortunam temptandam esse putent. Tempta et experire! Di tibi propitii sint!



CAPUT III

De Carcere Mamertino (vel de Tulliano)

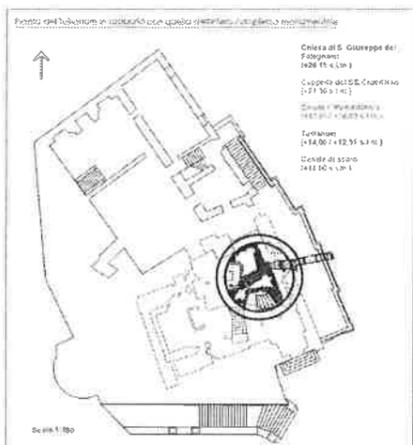
Sub ecclesiam Sancti Iosephi illud aedificium adimus. Est in carcere locus, qui Tullianum appellabatur, circiter XII pedes humi depressus. In solo camerae nomine lautumiae orbis hiat, per quem captivi demissi sunt. Nullo alio aditu nisi hoc usum in illum carcerem perveniri potuit. Hoc loco non solum latrones et sicarii, sed etiam perduellionis rei et hostes patriae includebantur. Ii, qui C. Gracchum et postea L. Sergium Catilinam sequebantur, Iugurtha, rex Numidarum, Vercingetorix, quem Caesar devicerat, Seianus, praefectus praetorio imperatoris Tiberii, hoc loco mortem asperam exspectaverunt. Fama fert etiam Sanctum Petrum in Tullianum inclusum ab angelo servatum esse.



CAPUT III

De Carcere Mamertino (vel de Tulliano)

Sub ecclesiam Sancti Iosephi illud aedificium adimus. Est in carcere locus, qui Tullianum appellabatur, circiter XII pedes humi depressus. In solo camerae nomine lautumiae orbis hiat, per quem captivi demissi sunt. Nullo alio aditu nisi hoc usum in illum carcerem perveniri potuit. Hoc loco non solum latrones et sicarii, sed etiam perduellionis rei et hostes patriae includebantur. Ii, qui C. Gracchum et postea L. Sergium Catilinam sequebantur, Iugurtha, rex Numidarum, Vercingetorix, quem Caesar devicerat, Seianus, praefectus praetorio imperatoris Tiberii, hoc loco mortem asperam expectaverunt. Fama fert etiam Sanctum Petrum in Tullianum inclusum ab angelo servatum esse.



CAPUT IV

De Imperatore M. Aurelio Equite Summo in Capitolio monte

Michelangelo sculptor locum inter domus nobiles renovavit. Medio in loco statua imperatoris posita est. Falso caballus Constantini nominabatur, cum eques imperator Constantinus – primus princeps Christianus – haberetur. Nescimus, qua de causa constructus sit aut quo loco videri potuerit.

Haec statua exemplar singularis artis diligebatur. Imperator tunica atque paludamento indutus manum dextram porrigit ad salutandum. Viri docti putant sub pede equi olim figuram regis victi cuiusdam iacuisse.

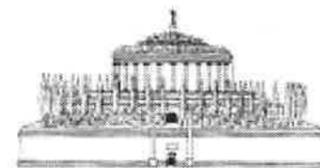
Duae fabulae de monumento traditae sunt: primum finem urbis adfuturum esse, cum aurum defecisset. Deinde Romam iterum dominam totius mundi futuram esse, cum et eques et equus toti aurei essent. Etiam si hanc superstitionem esse credamus: ad tempestatem arcendam statua in aedibus novis servatur, cum in aperto exemplum novum conspicari possumus. Simulacrum huius monumenti etiam nummum Italicum quendam ornat.



CAPUT V

De Mausoleo Augusti

Ut arx angeli etiam id monumentum tumulum Tuscum imitatur. Nomen mausolei ductum est a Mausolo rege, cui defuncto Artemisia uxor monumentum magnificentum posuerat ad eum celebrandum. Quod in numero miraculorum orbis terrarum antiquorum temporum habebatur. In intimo aedificii Augustus princeps conditus erat, circum hanc cameram alii homines illustrissimi gentis Iuliae sepulti erant. Augustus ipse post mortem inter deos habitus est, qui honor Caesari primo attributus est.

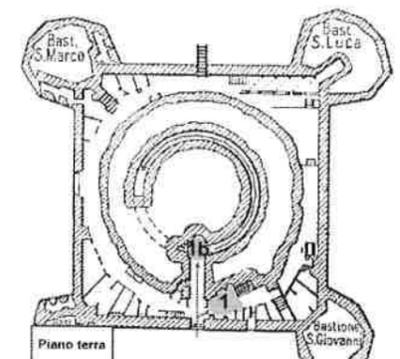


CAPUT VI

De Monumento Hadriani (vel De Arce Angeli)

Hoc monumentum – nostris temporibus nomine arcis angeli notum – imperator Hadrianus anno DCCCLXXXIII a.u.c. (i.e. CXXX p. Chr. n.) poni iussit, ut ossa ipsius atque gentis Antoninae ibi sepelirentur. Aedificium, ut hodie videndum est, initio more Tusco tumulo terreno cupressis ilicibusque ornato contextum erat. Imperator Theodoricus mausoleum in carcerem vertit, in quem usque ad a.d. MCMi miseri includerentur. In eius turre Hadrianus in quadriga stans positus erat. A.d. DXC urbs peste vehementer vexabatur, cum Gregorius pontifex angelum gladium ardentem in vaginam recondentem conspexit; miraculo viso pestem brevi tempore cessuram esse interpretatus est. Ex eo tempore arx castellum Sancti Angeli nominabatur.

Giacomo Puccini tragoediam per musicam titulo Toscae composuit, in cuius fine persona prima de summa arce in Tiberim desilit, ut eos, qui se sequantur, fugiat.



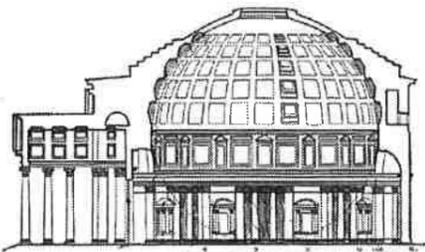
CAPUT VII

De Pantheo (i.e. templo omnium deorum)

Constat hoc templum aedificium optime traditum Romae esse. Anno a.u.c. DCCXXVI (i.e. a. XXVII a.Chr.n.) M.Vipsanius Agrippa, gener atque dux militaris principis, campo nuper empto pantheum aedificandum curavit, ut hoc loco gens Iulia celebraretur. Imperator Domitianus templum incendio gravissime afflictum renovavit. Iterum igne paene vastatum imperator Hadrianus ea forma reconstruxit, quae hodie conspici potest. Phokas imperator Byzantinus id monumentum pontifici Bonifatio IV. donum dedit, qui aedem ecclesiam fecit.

Fenestrae nullae sunt praeter oculum rotundum in tecto, per quem lux infundit. Tholus ingens ingenium fabrorum demonstrans aedificium coronat.

Ossa Raffaeli pictoris hic iacent, qui iuvenis XXXVIII annorum mortuus est.



CAPUT VIII

De Piazza Navona

Illo loco antiquis temporibus circus Domitiani positus est. Verbo Graeco circenses agones nominabantur, qua ex re nomen Navona ortum est. Nunc quoque forma circi facile oculis deprendi potest. Medio in loco fons quattuor figuris ornatus positus est, quod opus Gianlorenzo Bernini sculpsit. Quattuor amnes illius fontis Danuvius, Ganges, Nilus, Rio de la Plata sunt, qui omnes partes terrae tunc notae exprimunt. In summo monumento obeliscus antiquus e circo Maxentii apportatus fixus est.



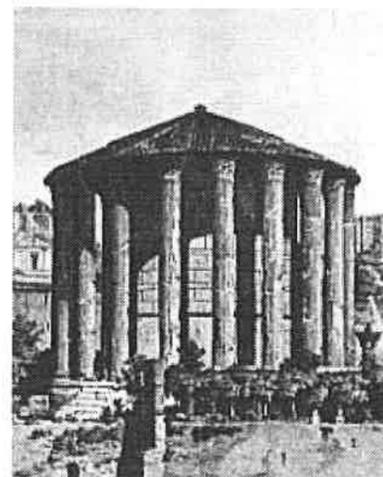
CAPUT IX

De Templo Vestae

Haec aedes falso Vestae deae attributa est, quod domus rotunda est.

Nescimus, cui numini hoc templum sacrum fuerit, sed Augusto imperatore erectum esse satis constat.

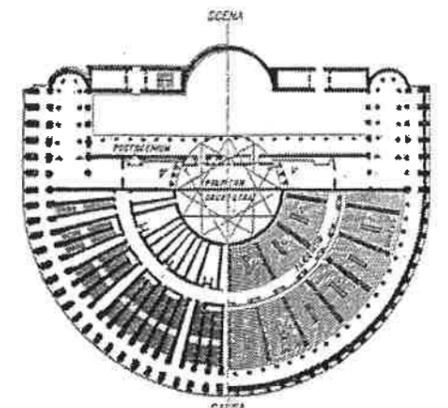
Vestae, cuius sacerdotes mulieres noobilissimae Romae erant, in foro Romano templum positum erat, cuius reliquiae restant.



CAPUT X

De theatro Marcelli

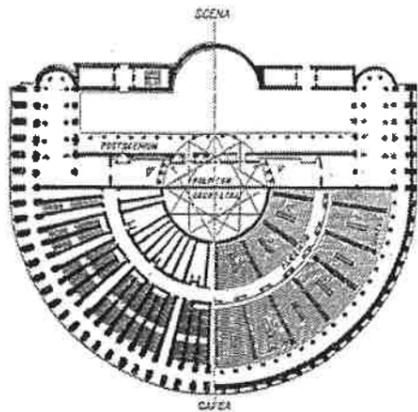
C.Iulius Caesar hoc aedificium construi iussit, at Augusto imperatore perfectum est. Nomen duxit a Marcello, nepote Augusti, filio Octaviae sororis. XV milia hominum illo loco spectaculis interesse poterant. Anno LXIV, tum, cum Roma incendio ingenti paene tota vastabatur, etiam hoc theatrum graviter afflictum, paucis annis post paene perditum ibat, saeculo III. clausum est, sed eius lapides aliis aedificiis novis usui erant. Tempore mediaevali theatrum castellum factum est, qua de causa usque ad diem hodiernum mansit.



CAPUT X

De theatro Marcelli

C.Iulius Caesar hoc aedificium construi iussit, at Augusto imperatore perfectum est. Nomen duxit a Marcello, nepote Augusti, filio Octaviae sororis. XV milia hominum illo loco spectaculis interesse poterant. Anno LXIV, tum, cum Roma incendio ingenti paene tota vastabatur, etiam hoc theatrum graviter afflictum, paucis annis post paene perditum ibat, saeculo III. clausum est, sed eius lapides aliis aedificiis novis usui erant. Tempore mediaevali theatrum castellum factum est, qua de causa usque ad diem hodiernum mansit.



CAPUT XI

De thermis Caracallae

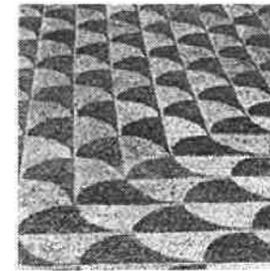
Anno a.u.c. CMLXV (i.e. CCXII a.Chr.n.) imperator Caracalla gente Severa ortus hoc aedificium ingens incohavit. Vetere piscina publica usus architectus novas thermas construxit. Ut satis aquae in usu esset, novum aquae ductum instituere necesse erat. Usque ad a.d. DXXXVII hic homines aqua frui poterant: natando, ludendo, purgando, corpus exercendo dies agebantur. Saeculo XVI. plurima artificia in thermis reperta sunt, quorum nonnulla nunc in museo quodam Neapolitano exposita sunt. Diu ruinae huius aedis neglectae iacebant, cum compluribus annis ante homines totius orbis notitiam illius habebant: Dum in Italia turmae pedifolli ludentium in certamen veniunt, hoc loco primum tres cantatores alta voce apparuerunt, quod spectaculum satellitibus artificiosis usque ad extremos fines transmissum est.



CAPUT XII

De Vico Scelerato (Piazza S.Francesco di Paola)

Hoc loco tempore regio scelus foedum commissum est. Servius Tullius rex – is, qui puer in vestibulo aedis dormiebat, cum subito caput ardere coepit – Tulliam filiam habuit, quam Tarquinius cognomine superbus in matrimonium duxerat. Cum in curia certamen inter eum atque regem ortum esset, Servius Tullius graviter vulneratus, iam moriens per gradus deiectus est. Tarquinius in curiam rediit ad senatum cogendum; rex ab iis, qui a Tarquinio missi erant, interfectus est. Tullia hoc scelus probans prima maritum regem appellavisse dicitur. Nec hoc ei satis erat: Carpentum suum per corpus patris occisi vexisse fertur.



ROMA

MMIV



SPQR